ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Unsere Themenseite entführt euch in eine weit, weit entfernte Galaxis – auf **Seite 9**

Juni 2018 – Nr. 174 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNBEFAHRBAR www.ruprecht.de @ruprechtHD

WM-Fieber

Von Alexandra Koball

Fragt man mich, wie ich zu Fußball und Patriotismus stehe, so kann ich normalerweise beide Fragen intuitiv mit ehrlicher Abneigung beantworten. Mich befremden Menschen, die in Schrebergärten deutsche Fahnen hissen, Tränen bei gelungenen Toren vergießen oder die Nationalhymne auswendig können. Doch alle vier Jahre kommt meine moralische Standhaftigkeit ins Wanken. Mit jedem „Waka Waka" und jedem Konterfei von Jogi Löw bewahrheitet sich die Befürchtung: Es naht eine weitere Fußballweltmeisterschaft.

Der endgültige Dolchstoß ereilte mich dieses Jahr mittels der euphorischen Idee meines Mitbewohners, ein Tippspiel abzuhalten. Ähnliche Begeisterung empfand ich das letzte Mal, als er vorschlug, eine Putzparty zu veranstalten. Die Nation ist in Aufruhr und fiebert mit „unseren Jungs" mit. Welche Spieler werden wohl nach Russland geschickt? Wie befestige ich die Flagge am Autofenster so, dass sie den Fahrtwind überlebt? Und nicht zu vergessen: Welche dekorativen Finessen hat das neue Trikot zu bieten? Ich atme tief durch und bleibe standhaft.

Doch dann kommt die erste Einladung zum Public Viewing – eine klassische Dilemmasituation. Denn mein Verstand möchte die Freundschaft beenden und absagen. Schließlich verheißt die Kombination aus Schwarmintelligenz, den Öffentlich-Rechtlichen, Nationalstolz und Alkohol nichts Gutes. Doch irgendetwas in mir lässt mich gut gelaunt antworten: „Ja klar, bringst du wieder deine Vuvuzela mit?" Was ist nur mit mir los?

Da ist dieses Gefühl. Eine vage Erinnerung an unreflektierte Begeisterung und unbedarfte Fröhlichkeit. Tief im Inneren weiß ich es eigentlich jetzt schon: mit schweißverschmierter schwarz-rot-goldener Schminke auf den Wangen werde ich bei jedem Tor für Deutschland ekstatisch aufspringen und die nächstbeste Person vor Freude umarmen. Ich werde die miese Qualität der Übertragung kritisieren und lustige WM-Memes verschicken. Und es wird sich richtig anfühlen. Wie das Stillen einer lang unterdrückten Sehnsucht. Eine Sehnsucht nach ganz unkonventionellem Gemeinschaftsgefühl.



Foto: php

RCDS verliert vor Gericht

Richter weisen Klage gegen die Verfasste Studierendenschaft ab. Vier RCDS-Mitglieder hatten ihre Semesterbeiträge zurückgefordert

Das Verwaltungsgericht Karlsruhe hat die Klage von vier Mitgliedern des Rings christlich-demokratischer Studenten (RCDS) gegen die Heidelberger Verfasste Studierendenschaft (VS) abgewiesen. Sie hatten geklagt, weil sie die Auffassung vertreten, dass die Satzung der VS so gravierende demokratische Mängel habe, dass sie ungültig sei. Ebenso forderten sie 30 Euro an Semesterbeiträgen zurück. Beide Anliegen der Kläger wiesen die Richter in dem nun veröffentlichten Urteil zurück.

Auf beiden Seiten zeigt man sich erleichtert, dass das Verfahren nach über zwei Jahren schließlich zu einem Ergebnis gekommen ist, doch über die Interpretation des Urteils sind sich die Kläger und der VS-Vorsitz weiter uneins.

In einer Presseerklärung betont der RCDS Heidelberg, die Satzung sei dennoch „in Teilen rechtswidrig" und fordert den Studierendenrat (StuRa) auf, „endlich die demokratischen Defizite, die auch das Gericht erkannt hat, zu beseitigen". Tatsächlich hatte das Gericht bemängelt, dass die Fachschaftsvertreter im StuRa teilweise von den Fachschaften direkt gewählt und teilweise von gewählten Fachschaftsräten entsendet werden, was gegen die Gleichheit der Wahl verstoße. Ebenso sei es nicht mit dem Landeshochschulgesetz vereinbar, dass kleine Fachschaften unter 100 Mitgliedern keinen eigenen Sitz im StuRa erhalten. Die Mängel seien aber „nicht offensichtlich" und auch „nicht so schwerwiegend", als dass die gesamte Satzung nichtig oder gar verfassungswidrig wäre.

Der Vorsitz der VS hingegen begrüßt das „konstruktive Feedback" des Gerichts. Man sei mit dem Urteil zufrieden und werde dem StuRa entsprechende Änderungsvorschläge vorlegen. Die vom RCDS angestoßene Debatte sei zwar zu begrüßen, eine Grundsatzdiskussion sieht man jedoch kritisch: „Sollte sich hinter dieser Formulierung jedoch lediglich der Versuch verbergen, das StuRa-Modell mal wieder als Ganzes in Frage zu stellen, sehen wir eigentlich keinen Grund dazu."

Ob der Rechtsstreit damit beendet ist, steht noch nicht fest. Das Urteil lässt ausdrücklich eine Berufung wegen „grundsätzlicher Bedeutung" zu. Während die VS nicht in Berufung gehen möchte, halten sich die Kläger diesen Weg noch offen. Der Fall einer „grundsätzlichen Bedeutung" sei selten, weswegen man die Urteilsbegründung und die Erfolgsaussichten einer Berufung zuerst gründlich prüfen wolle. Möglicherweise wird nun also der zuständige Verwaltungsgerichtshof allgemein klären müssen, wie die baden-württembergischen Studierendenschaften ihre Wahlen im Einklang mit dem Landeshochschulgesetz gestalten können. **(sko, leh)**

Die Vermessung der Clubs

Eine Studie zur Heidelberger Clubszene baut auf studentische Mitwirkung

Anlässlich der Schließung von Lokalitäten wie der Nachtschicht war in letzter Zeit immer wieder von einem Clubsterben in Heidelberg die Rede.

Die Stadt möchte sich dem Thema Clubszene nun annehmen und hat deshalb eine wissenschaftliche Studie bei der Wirtschaftsgeographie der Uni Heidelberg in Auftrag gegeben. In dem Projekt, das bis September 2018 läuft, soll das Heidelberger Clubangebot mit seinen Problemen und Chancen erfasst werden. „Dabei ist die Perspektive der Studierenden als wichtige Adressaten sehr relevant", betont Johannes Glückler, der Leiter der Studie. Anhand von Interviews mit den Betreibern soll zunächst ein Blick auf die Funktionsweise der Clubs geworfen werden. Ab dem 12. Juni können anhand eines kurzen, frei zugänglichen Online-Fragebogens dann auch die Studierenden ihre Einschätzungen und Anregungen zur Clubszene äußern. „Interessierte können dabei offen ihre Wünsche benennen", betont Glückler, der sich eine rege Beteiligung an der Umfrage erhofft. Er sieht für die Bevölkerung die Chance, die Clubkultur aktiv mitzugestalten. So würden die Ergebnisse der Studie im Heidelberger Kulturausschuss vorgestellt. Zudem seien die Anregungen der jungen Kundschaft auch für die Clubbetreiber „ ein unglaublich wichtiges Feedback". **(mtr)**

Umfrage: bit.ly/Clubszene

Das Superwahlsemester

Die Studierenden der Uni Heidelberg werden in diesem Sommersemester gleich zweimal an die Urnen gerufen. Am 19. und 20. Juni werden zunächst die studentischen Mitglieder für den Senat und die Fakultätsräte gewählt. Im Senat, dem höchsten Entscheidungsgremium der Uni, haben die Studierenden vier Sitze, auf die sich Vertreter von sieben Listen bewerben. Mitte Juli folgen dann die Wahlen des Studierendenrats. **(sko)**

Alle Infos auf Seite 4



Was Pizza mit der Evolutionstheorie zu tun hat, erklärt Wissenschaftler und Humorist Russ Hodge auf **Seite 11**

WISSENSCHAFT



Für manche ist der Heidelberger Hauptbahnhof mehr als nur eine Durchgangsstation. Eine Spurensuche auf **Seite 14**

HEIDELBERG

Der *ruprecht* ist jetzt auch auf Instagram! Ihr findet uns unter **ruprecht_heidelberg**

#FOLLOW

BAföG für alle?

Das BAföG muss besser werden, darin sind sich alle einig. Doch wem das Geld vom Staat in welcher Höhe zugute kommen soll, ist umstritten. Sollte es für alle unabhängig vom Einkommen der Eltern gezahlt werden? **(hst)**



Marvin
Angewandte Informatik

„Ich finde es sinnvoll. Nur weil Eltern laut BAföG-Amt genug verdienen, heißt das noch lange nicht, dass sie ihr Kind auch unterstützen können, zum Beispiel, wenn sie ein Haus abbezahlen müssen oder andere finanzielle Verpflichtungen haben.“



Rita
Anglistik und Philosophie

„Ich finde es echt gerecht und bin allgemein auch dafür, weiß aber nicht, ob es unbedingt realisierbar ist, wenn alle dann den BAföG-Höchstsatz bekommen würden. Ein Nebeneffekt könnte sein, dass es noch mehr Scheinstudenten gibt und noch leerere Hörsäle.“



Umfrage und Fotos: xmj, lvo

Jonathan
Jura

„Elternunabhängiges BAföG sorgt dafür, dass alle gleiche Chancen haben, da jeder dann auf dem selben Niveau startet und die Möglichkeit hat, zu studieren. Das ist sehr gut für eine offene Gesellschaft.“

PRO



Foto: Privat

Dennis Nusser
ist stellvertretender Bundesvorsitzender der Jungen Liberalen (JuLis)

Bildung ist für mich die entscheidende soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Denn Bildung ist die mit Abstand größte Chance für den sozialen Aufstieg. Wir leben in einer Welt, in der man ohne Studienabschluss schon heute in vielen Bereichen keinen Job mehr findet. Das ist eine Entwicklung, die sich die nächsten Jahre nur verstärken wird. Deshalb müssen wir es allen ermöglichen, ihr individuelles Bildungsziel zu erreichen – inklusive Hochschulzugang. Herkunft und Elternhaus dürfen dabei nicht zum Hindernis werden. Als die SPD-FDP-Koalition das BAföG eingeführt hat, sollte dadurch Kindern aus weniger wohlhabenden Familien das Studium ermöglicht werden. Trotzdem studieren heute nur 23 von 100 Nicht-AkademikerInnen-Kindern – im Gegensatz zu 80 von 100 AkademinerInnen-Kindern. Für zu viele bleibt das Studium ein fast unkalkulierbares Risiko. Deswegen muss Schluss sein mit der „Black Box“ BAföG. Einfach, transparent, und vor allem sicher – all das ermöglicht nur eine elternunabhängige Ausbildungsförderung.

CONTRA



Foto: Privat

Bernhard Börsel
ist Referatsleiter Studienfinanzierung und Bildungspolitische Fragen beim Deutschen Studentenwerk (DSW)

Das BAföG ist familienabhängig. Das BAföG springt dann ein, wenn das Elterneinkommen nicht für die gesetzliche Unterhaltsverpflichtung reicht. Damit jede und jeder studieren kann – unabhängig vom Geldbeutel der Eltern. Elternunabhängigkeit hingegen würde bedeuten: Eltern müssten nicht mehr für erwachsene Kinder in Ausbildung zahlen, ihre Ausbildungsunterhaltspflicht würde ab 18 oder 21 enden.

Die Folgen wären verheerend für den Generationenvertrag und den Sozialstaat: Heute müssen Kinder für Eltern in Pflegeheimen zahlen: Das Gegenseitigkeitsprinzip würde ins Wanken geraten. Und es würde teuer werden: Bisher werden für das Studierenden-BAföG rund zwei Milliarden Euro im Jahr ausgegeben. Wenn alle 2,85 Millionen Studierenden 900 Euro im Monat vom Staat erhalten würden, wären das mal eben mehr als 30 Milliarden Euro im Jahr! Mehrausgaben in solcher Höhe könnten nur über Steuererhöhungen oder Pflegebeitragserhöhungen refinanziert werden.

These 1: Vom elternunabhängigen BAföG für alle profitieren vor allem diejenigen, deren Eltern schon genug Geld haben.

Wer denkt, dass 86 Prozent der Studierenden „wohlhabende“ Eltern haben, der lebt in seiner eigenen Realität. Kinder von Eltern mit Durchschnittseinkommen können heutzutage von diesem Einkommen oftmals nur sehr wenig für ihr Studium verwenden. Aber darum geht es im Kern nicht: Ein elternunabhängiges BAföG schafft die Freiheit, seinen eigenen Weg gehen zu können – egal, ob dieser den Eltern passt. Vorbei wäre die Zeit, in der die Eltern die finanzielle Unterstützung an bestimmte Studienfächer koppeln könnten. Vorbei wäre die Zeit, in der Studierende aus Haushalten mit mehreren (schulpflichtigen) Geschwistern benachteiligt wären. Und vorbei wäre die Zeit, in der ein Wasserschaden im Haus der Eltern die Studienfähigkeit der Kinder beeinträchtigt. Das elternunabhängige BAföG ist Freiheits- und Sicherheitsgarant für den Einzelnen – unabhängig von seiner Herkunft.

Stimmt, für die Hälfte der Studierenden. Denn: Sie kommen aus Elternhäusern, in denen beide Elternteile Akademiker/innen sind, und man kann durchaus diesen Elternhäusern auch überdurchschnittlich hohe Einkommen unterstellen. Warum also denen geben, die schon haben, nach dem Gießkannenprinzip?

Die Umstellung auf elternunabhängiges BAföG würde nicht mehr Chancengleichheit oder Bildungsgerechtigkeit bringen, sondern wäre vielmehr der Abschied vom Bedürftigkeitsprinzip: Es würde auch denen gegeben, die es nicht benötigen. Das kann kein Sozialstaat ernsthaft wollen. Wir dürfen nicht vergessen, dass Studierende in aller Regel nach ihrem Abschluss ein höheres (Lebenszeit-)Einkommen erzielen als alle anderen Berufsgruppen, und dass der Staat für ein Hochschulstudium gehörige Kosten hat.

These 2: Der bürokratische Aufwand eines BAföG-Antrags würde stark verringert werden.

Mehr als 90 Prozent aller BAföG-Anträge sind fehlerhaft oder unvollständig. Wer schonmal einen BAföG-Antrag gestellt hat, weiß um den Dschungel an Formblättern, Einkommensnachweisen, Mietverträgen, Bescheinigungen und vielem mehr. Das wiederholte Antanzen beim BAföG-Amt und die teilweise um Monate verzögerte Auszahlung erledigen ihr Übriges.

Neben dem Aufwand sorgt das auch für Rechtsunsicherheit. Denn kleine Fehler können schwere Folgen haben! Ein elternunabhängiges BAföG würde all das überflüssig machen – eine gültige Studienbescheinigung und ein einziges (Online-)Formblatt würden ausreichen. So könnte der Staat mehr als 20 Millionen Euro pro Jahr einsparen – und gleichzeitig allen Studierenden das Leben einfacher machen. Und das Geld wäre dann auch öfter pünktlich auf dem Konto.

Auch in einem neuen System eines elterunabhängigen BAföGs müssten die BAföG-Ämter der Studenten- und Studierendenwerke immer noch prüfen: Alter, Staatsangehörigkeit, Fachrichtungswechsel, BAföG-Leistungsnachweis, Förderungsdauer nur innerhalb der Regelstudienzeit und so weiter. Eine theoretisch mögliche Verwaltungsersparnis würde die enormen Mehrkosten – das 15-fache der derzeitigen Ausgaben – nur marginal mindern. Kurz: Wenn alle Studierenden BAföG erhielten, wäre das noch lange kein Bürokratieabbau, keine Verwaltungsvereinfachung. Diese These ist also rundweg falsch. Und ja, der BAföG-Antrag ist bürokratisch und zeitaufwändig. Aber wir dürfen nicht vergessen: Im derzeitigen System BAföG geht es um eine staatliche Sozialleistung. Es muss schon sauber geprüft werden, ob jemand darauf einen Anspruch hat oder nicht.

These 3: Das Hauptproblem des BAföG ist seine seltene Anpassung, nicht die Anzahl der Leute, die es bekommen.

Das sehe ich anders! Laut der 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks arbeiten 68 Prozent der Studierenden während der Vorlesungszeit – mehr als 85 Prozent davon, um überhaupt über die Runden zu kommen.

Gleichzeitig geht die Regelstudienzeit inklusive vorlesungsfreier Zeit von einer Wochenstudienleistung von 37,5 Stunden für das Studium aus. Ein Spagat, der eigentlich nicht zu schaffen ist. Nun spricht nichts dagegen, zu arbeiten, um sich mehr leisten zu können. Das bleibt dem oder der Einzelnen überlassen. Aber obwohl nur circa 14 Prozent der Studierenden BAföG bekommen, würden mehr als zwei Drittel eine Unterstützung benötigen, um ihre Grundbedürfnisse ohne Nebenjob decken zu können. Das wäre aber die Voraussetzung, um ein echtes Vollzeitstudium zu betreiben – wie es der Bologna-Prozess vorsieht. Zeit, etwas zu ändern.

Beides wirkt zusammen: Bei der derzeitigen elternabhängigen Förderung mindern Einkommensanhebungen die Förderungsleistung. Ohne Anpassung an die Einkommens- und Preisentwicklung fallen mehr Studierende aus der Förderung – oder sie erhalten weniger BAföG. Beides wird mit vermehrtem Jobben kompensiert, oft zulasten des Studiums, die Studienzeit verlängert sich. Insbesondere mit einer kräftigen Anhebung der BAföG-Freibeträge könnten wieder mehr Studierende BAföG erhalten. Klar, das BAföG muss dringend regelmäßig erhöht werden, und wir als DSW fordern das seit langem – aber daraus kann man noch lange kein Argument für ein elternunabhängiges BAföG stricken. Die derzeitige „Schwäche“ des BAföG ist überhaupt kein Argument, eine radikale Systemänderung daran vorzunehmen. Man muss es vielmehr stärken im System, wie es aktuell ist. Nicht das System ist schlecht, sondern die Ausgestaltung durch die Politik.

Nicht machtlos gegen Big Brother

Constanze Kurz vom Chaos Computer Club kämpft gegen anlasslose Überwachung. Ein Gespräch über Datensammelwut, Demokratie und Frauen in der Informatik

Constanze Kurz ist die Pressesprecherin des Chaos Computer Clubs (CCC). Als Informatikerin veröffentlicht sie regelmäßig Beiträge auf Netzpolitik.org und hat mit „Aus dem Maschinenraum" eine Kolumne in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beim Heidelberger Symposium diskutierte sie unter anderem mit Thomas Fischer, ehemaliger Bundesverfassungsrichter, und Peter Henzler, Vizepräsident des Bundeskriminalamts, über Überwachung im freiheitlichen Rechtsstaat. Vor der Diskussion traf sie sich mit zwei ruprecht-Redakteurinnen zum Gespräch auf dem Uniplatz.

Fühlst Du dich in deinem täglichen Leben überwacht?

Wenn nach meinem Gefühl gefragt wird, sage ich Nein. Wenn man damit meine Ratio anspricht, weiß ich natürlich, was hinter unserem Rücken passiert und bin gut informiert über die Massenüberwachung. Das Gefühl, in einer Überwachungsgesellschaft zu leben, stellt sich aber bei mir nicht ein. Das hängt aber auch damit zusammen, dass ich in der Lage bin, meine Kommunikation zu schützen.

Bist du wirklich in der Lage, deine Kommunikation zu schützen?

Ganz klar ja. Es ist sicherlich ein Privileg, dass man andere Möglichkeiten und vor allem eine bessere Riskioeinschätzung hat, wenn man sich viel mit Technik auseinandersetzt. Ich kann besser als der Durchschnittsbürger einschätzen, welche Arten von Daten wer wo sammelt. Dagegen wehre ich mich ganz aktiv. Ganz grundsätzlich haben heute aber mehr Leute eine gute Chance, sich zu schützen, weil die Werkzeuge dafür leichter zu benutzen geworden sind.

Welche Werkzeuge sind das?

In erster Linie sicherlich Verschlüsselung. Wir schützen damit ja nicht nur unsere Kommunikation, sondern zum Beispiel auch andere Prozesse wie Online-Banking. Aber auch im Bereich Kommunikation haben viele von den großen kommerziellen Anbietern mittlerweile standardmäßig Verschlüsselung, von der man manchmal sogar nicht weiß. Aber es geht auch um die Auswahl der Möglichkeiten, die ich nutze und die ich nicht nutze.

Wenn ich also zu Google oder Facebook gehe, kann ich davon ausgehen, dass meine Daten genutzt und verkauft werden?

Wie bei anderen Entscheidungen im Leben, zum Beispiel wie ich mich ernähre oder wie ich einkaufe, ist es mit den Daten auch. Ich entscheide mich sehr aktiv für Dienste oder auch dagegen. Ich glaube wir befinden uns gerade an einer Schwelle, dass sich mehr Leute Gedanken machen. Das hat man ganz gut an dem großen Facebook-Cambridge-Analytica-Skandal gesehen, der sehr viele Menschen auf der ganzen Welt bewegt hat.

> „Mit Heimat-Horst wird es nicht weniger Überwachung geben"

Bessert sich die Lage gerade?

Wenn plötzlich viele Berichte in der Presse stehen und man Sachen mitbekommt, für die man sich vielleicht gar nicht so interessiert, dann gibt es die Chance, dass sich Leute damit beschäftigen. Gar nicht mal in einem wissenschaftlichen Kontext. Man kann sich natürlich schon lange vielfältig informieren über technische, rechtliche und wissenschaftliche Fragen bezüglich Überwachung. Aber wenn das in den öffentlichen Diskurs rutscht, interessiert es mehr Menschen.

An manchen Punkten kann man nicht mehr entscheiden, ob man überwacht wird oder nicht. Beispielsweise soll es am Heidelberger Hauptbahnhof bald intelligente Videoüberwachung geben. Siehst du da eine größere Gefahr als bei herkömmlicher Videoüberwachung?

Tatsächlich muss man die Begrifflichkeit ändern für diese sogenannte intelligente Videoüberwachung. Das ist keine dumme Kamera, die erstmal nur aufzeichnet, sondern dahinter steckt sofort eine Form von maschineller Intelligenz, die jedes Gesicht, das vorbeigeht, durch Datenbanken jagt. Damit wird das zu einer Personenüberwachung. Unabhängig davon, ob nachher bestimmte Bilder weggeworfen werden, unabhängig davon, wie gut die Trefferquoten sind, die in der Regel peinlich dünn sind, es bleibt letztlich eine Form von Aufzeichnung von Körpermerkmalen, gegen die man sich schwer wehren kann. Das ist zum einen anlasslos, und es hängen sehr viele rechtliche Fragen dran.

Welche rechtlichen Fragen?

Zum einen, dass der Eingriff sehr viel stärker ist, weil sofort eine Form von personengebundener Datenverarbeitung stattfindet. Natürlich gibt es auch noch die Frage, wie man mit biometrischen Daten umgeht, also mit Daten, die lebenslang an einem kleben, wie das Gesicht. Den Namen oder die Adresse kann man ändern, aber das Gesicht tragen wir mit uns rum. Mit dem Kleinreden davon, wie qualitativ anders diese Form von Überwachung ist, verweigert man sich dem Diskurs. Im Übrigen hat Thomas de Maizière gesagt, dass er solche Formen von biometrischer Überwachung mit Kameras flächendeckend einführen möchte. Wir wissen noch nicht, ob Heimat-Horst das auch will. Er neigt zu einem gewissen Verbalradikalismus, also würde es mich nicht wundern.

Ist Überwachung ein Problem für die Demokratie, wenn wir sehen, dass besonders autokratische Regime wie China viel überwachen?

Alle Formen der anlasslosen Überwachung sind erstmal problematisch für einen freiheitlich-demokratischen Staat, weil er damit Rechte einschränkt. Ich glaube, es ist vorteilhaft, dass zur Zeit über die Situation in China Bericht erstattet wird. Daran sehen wir, wie schnell sich solche Technik auswächst und dass das sehr schnell in Diskriminierung kippt. Wenn man etwa sieht, wie bestimmte Volksgruppen wie die Uiguren in China systematisch auch über biometrische Überwachung repressiv behandelt werden. Das kann man auch an einigen Projekten in den USA erkennen, wenn es etwa um Predictive Policing geht. Dabei werden Social-Media-Daten, aber auch biometrische Daten zusammengezogen, um vorauszuberechnen, wie sich jemand benimmt. Entsprechend überrascht es nicht, dass das fast immer Schwarze trifft.

> „Das einzige, was man tun muss, ist, sich zu informieren"

Weil die Daten, die verwendet werden, aus vorhandenen Kriminalstatistiken stammen und das System damit den darin vorhandenen Rassismus weiterträgt…

Die Systeme werden oft so angelernt, dass sie inhärent rassistisch sind. Ich glaube, wir werden in Zukunft noch viel stärker über eine Kombination aus Diskriminierungsschutz und Datenschutz reden müssen. Da kann sich auch keine deutsche Bundeskanzlerin mehr in China hinstellen und die Menschenrechte anmahnen, wenn sie ähnliche Überwachungsprojekte in Deutschland und Europa abnickt.

Nun ging es gerade um den Staat: Wie sieht es bei Privatakteuren aus? Ist es denn problematisch, dass ein Großteil der Überwachung auch von privaten Firmen wie Google und Facebook ausgeht?

Es wird problematisch, wenn die betreffenden Firmen einen riesigen Marktanteil bekommen. Das sieht man gerade sehr deutlich, weil wir uns demokratietheoretische Fragen stellen müssen, wenn es plötzlich möglich wird, dass durch Facebook ein Brexit-Votum zustande kommt. Dennoch bleibt es natürlich ein qualitativer Unterschied, ob ich es bequem finde, mich so mit Menschen zu vernetzen und dabei auf Teile meiner Privatssphäre verzichte oder ob der Staat mir meine Privatssphäre nimmt. Ich glaube, dass eine Essenz der Snowden-Veröffentlichungen war, wie stark der Staat, insbesondere die Geheimdienste, auf diese kommerziellen Daten zugreift. Das besteht auch fort. Da sehe ich eine relativ große Gefahr, weil wir in Europa gerade in einer Situation sind, in der wir sehr viele amerikanische Dienste nutzen.

> „Ich bin stolz, dass es nun mehr Frauen im CCC gibt"

Wir vermuten jetzt einfach mal, dass du nicht googelst. Was nutzt du stattdessen?

Ich bin keine Google-Nutzerin mehr. Anders als Facebook hat Google eine noch größere Macht, darüber, was wir wissen und was nicht. Ich versuche, diesen Konzern zu vermeiden. Ich bin aber keine Schwarz-Weiß-Verweigererin. Ich bemühe mich, wenn ich mit Google in Kontakt komme, dort keine Profile anzulegen. Aber es ist nicht so, dass ich Leute, die mir eine Gmail schicken, zur Hölle wünsche. Ich akzeptiere die Entscheidungen der anderen. Dienste, mit denen ich arbeite, suche ich mir aber sorgfältig aus. Das tue ich aber auch bei Transportmitteln oder Lebensmitteln, die ich einkaufe.

Was ist der CCC?

Der Club ist in erster Linie eine Hacker-Vereinigung, die versucht sich mit Technik auseinanderzusetzen. Da kommen Leute zusammen, die Bock haben auf Technik. Meistens interessieren sie sich für die Randbereiche von Technik, also wie Technik funktioniert und wo ihre Grenzen sind. Aber wir machen uns auch Gedanken darüber, was ein breiterer Einsatz bestimmter Techniken mit uns macht. Das macht den Club in den letzten Jahren attraktiver. Der Zweck des Vereins besteht auch darin, Wissen zu mehren. Wir versuchen, unsere Meinungen in den öffentlichen Diskurs zu bringen und auch Stellungnahmen abzugeben. Und die sind oft regierungskritisch. Viele Entwicklungen, die mit Technik zu tun haben, kritisieren wir. Ich bin der Meinung, dass sich zu wenige Personen aus der Wissenschaft in den öffentlichen Diskurs einmischen. Das ist auch ein Grund, warum ich in meiner Studienzeit angefangen habe, mich im Club zu engagieren.

Viele stellen sich den durchschnittlichen Hacker eher männlich vor. Gibt es denn viele Frauen beim CCC?

Seit ich vor 15 Jahren angefangen habe, mich beim CCC zu engagieren, sind es mehr geworden. Komischerweise ziehen wir heute mehr Frauen an, anders als die technischen Fächer. Wir konnten uns öffnen, aber wir sind schon noch durch Männer dominiert. Das ist aber in der Wirtschaft im Bereich IT ähnlich. Insofern bin ich schon stolz, dass es bei uns mittlerweile mehr Frauen gibt. Insgesamt wäre aber mehr drin. Ich hoffe immer, dass die Informatikerinnen und Hackerinnen, die sich öffentlich äußern, Mädchen, die sich überlegen was sie studieren wollen, motivieren.

Wie bist du selbst darauf gekommen?

Ich habe zuerst Volkswirtschaft studiert. Und das Interessanteste war ein Kurs zur Informatik. Ich habe eine Weile weiterstudiert, bis ich bemerkt habe, dass ich eigentlich Informatik studieren will. Dann bin ich gleich zum CCC gekommen.

Müssen wir alle Informatik studieren oder Hackerinnen werden, um zu verstehen, was gerade in unserer Gesellschaft passiert und wie wir uns schützen können?

Es gab eine Zeit, in der es wirklich schwierig war, sich selbst zu schützen. Aber aus meiner Sicht ist das vorbei. Ich glaube, in allen Bereichen ist es mittlerweile sehr einfach. Das einzige, was man tun muss, ist, sich zu informieren.



Foto: nbi

Esther Lehnardt (26) und Nele Bianga (19)



sind zwar keine Hacker, sehen aber eine Überwachung durch Heimat-Horst und Facebook kritisch.

Die Qual der zwei Wahlen

Senats- und StuRa-Wahlen finden in diesem Jahr an getrennten Terminen im Juni und Juli statt. Warum das so ist und welche Probleme für die Hochschulgruppen entstehen

Schon jedes Kind weiß: Doppelt gemoppelt hält besser. Getreu diesem Motto finden in diesem Jahr die Wahlen an der Uni Heidelberg an zwei getrennten Terminen statt. Die studentischen Mitglieder im Senat und den Fakultätsräten werden am 19. und 20. Juni gewählt. Die Wahlen zum Studierendenrat finden gemeinsam mit zwei Urabstimmungen Mitte Juli statt. Doch gilt bei Uni-Wahlen wirklich das Motto aus Kindertagen?

Dass in diesem Jahr anders als bisher die Wahlen getrennt stattfinden, hängt mit den Urabstimmungen zusammen. Für diese musste der StuRa einen Abstimmungstext beschließen, teilte der Wahlausschuss auf Anfrage mit. „Da die genauen Formulierungen auch auf den Stimmzetteln abgedruckt sein werden und potenziell wahlentscheidend sind, bedarf es hierfür besonderer Sorgfalt und ausreichend Beratungszeit“, so der Ausschuss. Die Uni hatte schon Ende Februar ihre Wahltermine für den Senat und die Fakultätsräte bekannt gegeben. „Somit blieb leider keine Zeit mehr, um die Urabstimmungen rechtzeitig zu beschließen und auf denselben Termin zu legen, den sich die Universität ausgesucht hat.“ Denn auch Urabstimmungen müssen mit ausreichender Vorlaufzeit bekanntgegeben werden.



Foto: leh

Die Listen wollen bei der Wahl Sitze im Senat in der Alten Uni gewinnen

Dass die Wahlen nun aus diesen formalen Gründen an zwei verschiedenen Terminen stattfinden, könnte zum Problem für die politischen Hochschulgruppen werden. Denn zwei Wahltermine bedeuten für sie auch zweimal Wahlkampf. „Es ist für alle Hochschulgruppen eine zusätzliche Belastung, die sowohl in den Senatswahlen als auch in den StuRa-Wahlen Plätze erringen wollen“, meint Claudia Guarneri von der Juso-Hochschulgruppe. „Die getrennten Termine sind sehr ungünstig für die politischen Listen, die ja sowieso schon einen Mehraufwand gegenüber den StuRa-Vertretern und Vertreterinnen haben, die einfach über eine Fachschaft ihren festen Platz haben“, so Guarneri. Auch Louisa Scherlach vom RCDS sieht Probleme mit den beiden Terminen. Neben einer höheren Belastung in personeller und finanzieller Hinsicht befürchtet sie vor allem, dass die ohnehin schon niedrige Wahlbeteiligung bei zwei Terminen sinkt. „Grundsätzlich sollen an der Universität möglichst viele Wahlen und Abstimmungen zeitgleich stattfinden“, meint auch der Wahlausschuss. Im nächsten Jahr werde man sich bemühen, die Wahlen wie gewohnt wieder an einem Termin stattfinden zu lassen.

Von den für sie ungünstigen getrennten Terminen lassen sich die Listen jedoch nicht vom Wahlkampf abhalten. „Wir werden uns selbstverständlich bemühen, so gut wie uns möglich ist, einen erfolgreichen Wahlkampf zu gewährleisten“, meint Scherlach. Auch die Jusos wird man beim Wahlkampf zu beiden Terminen sehen: „Das tun wir, weil wir natürlich in den Gremien Sitze erwerben möchten, um unsere politischen Forderungen auch anbringen zu können“, sagt Guarneri. „Dafür muss dann eben mehr Zeit aufgewendet werden als die letzten Jahre.“

Bleibt zu hoffen, dass auch die Studierenden in Heidelberg sich die Zeit nehmen, sich die Positionen der zur Wahl stehenden Listen anzuhören und dann bei beiden Terminen wählen zu gehen. **(leh)**

Senats-FAQ

Was ist der Senat?
Der Senat ist das zentrale Entscheidungsgremium der Universität und hat somit einen großen Einfluss auf das Universitätsgeschehen. „Er entscheidet in Angelegenheiten von Forschung, Kunstausübung, künstlerischen Entwicklungsvorhaben, Lehre, Studium, dualer Ausbildung und Weiterbildung, soweit diese nicht durch Gesetz einem anderen zentralen Organ, den Fakultäten oder Studienakademien zugewiesen sind“, so beschreibt das Landeshochschulgesetz seine Aufgaben.

Wie sehen die Mehrheitsverhältnisse aus?
Der Senat besteht aus 39 Mitgliedern: 19 davon haben qua Amt einen Sitz im Senat. Dazu gehören der Rektor Bernhard Eitel, die vier Prorektoren, die Kanzlerin, die Dekane sowie die Gleichstellungsbeauftragte. Die restlichen 20 Mitglieder werden durch Wahl bestimmt. Dazu gehören Vertreter und Vertreterinnen von Hochschullehrenden, akademischen Mitarbeitenden, Beschäftigten in Administration und Technik und Studierenden. Zusätzlich steht nun Promovierenden, die vor kurzem als eine neue Statusgruppe anerkannt wurden, auch die Vertretung im Senat zu. Weil die Studierenden mit vier studentischen Vertretern zahlenmäßig unterrepräsentiert sind, finden studentische Belange nur wenig Gehör.



Gibt es öffentliche Tagungen?
Nein, der Senat tagt ausschließlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Auch mit der Novelle des Landeshochschulgesetzes hat sich daran nichts geändert.

Wo wird gewählt?
Insgesamt gibt es fünf Wahlräume: Zwei in der Altstadt, am Campus Bergheim, im Neuenheimer Feld und in Mannheim. Jeder Studiengang ist einem Wahllokal zugeordnet. Die Zuordnung bezieht sich auf das Hauptfach. Jeder und jede wählt also an dem Ort, an dem er oder sie im Hauptfach eingeschrieben ist.

Wann wird gewählt?
Am Dienstag und Mittwoch, den 19. Juni und 20. Juni 2018 jeweils von 10:30 bis 16:00 Uhr.

Wie wird gewählt?
Bei der Senatswahl haben alle Wahlberechtigten, also alle Studierenden, die an der Universität Heidelberg eingeschrieben sind, vier Stimmen für die jeweils vier studentischen Vertreter und Vertreterinnen. Gewählt werden kann auch per Briefwahl. Wichtig ist, dass die Briefwahlunterlagen nur bis zum 14. Juni 2018 beantragt werden können. **(jul)**

Und wen wählst du?

Für euch haben wir die Listen nach ihren Zielen im Senat gefragt. So haben sie geantwortet

Was wollt ihr für die Studierenden im Senat ereichen?

RCDS - die Campusunion:
Der RCDS steht für eine pragmatische und ideologiefreie Hochschulpolitik, die auf die Bedürfnisse der Studenten zugeschnitten ist. Wir wollen die Infrastruktur der Uni im Hinblick auf die Lern- und Lebensqualität verbessern. Des Weiteren ist es uns ein Anliegen, uns gegen oktroyierte Quoten und denaturiertes Gendern im Uni- Alltag einzusetzen. Für uns als RCDS zählt die Qualität und keine Quote.

MathPhysTheo:
Eine Verbesserung des Studi-Alltags durch ein vielfältigeres Lehrangebot, mehr studentische Einzel- und Gruppenarbeitsplätze, ausreichend Mittel für die Lehre, zukunftsorientierte Lehr- und Lernformen, faire Ausgleichsmaßnahmen und Unterstützung für benachteiligte Studierende.

Juso -HSG:
Die Lehre betrifft alle Studierenden und wir wollen sie verbessern, zum Beispiel durch einen Lehrpreis, der engagierte Dozent*innen endlich honoriert. Wir setzen uns für eine bessere Wohn- und Verkehrssituation ein – und für Gleichberechtigung, Teilhabe und faire Bedingungen an der Universität, auch für Mitarbeiter der Uni und des Studierendenwerks.

Liberale Hochschulgruppe Heidelberg:
Wir machen unsere Uni fit für das 21. Jahrhundert: 24h Bib, digitale Angebote wie Onlineplatzanzeigen und Streaming von Vorlesungen sind unsere Kernforderungen. Wichtiges Anliegen ist für uns außerdem die Frauenförderung in Forschung und Lehre – mit Hirn statt mit Quote.

Die Linke.SDS:
Gute Arbeitsbedingungen an der Uni, Abschaffung der Anwesenheitspflicht, Stärkung von Studi-Initiativen, friedliche Zielsetzung statt militärischer Forschung, mehr Mitspracherecht für Studis, Eintreten gegenüber Stadt und StuWe für mehr Wohnheimsplätze und kulturelle Angebote...

GHG - Grüne Hochschulgruppe:
Wir möchten uns für eine Verbesserung der Lehre stark machen sowie die studentische Mitbestimmung auf allen Ebenen stärken. Zudem wollen wir die schlimmsten Auswüchse aus der Verwaltung gegen die Studierenden versuchen einzudämmen, wie wir es beispielsweise zusammen mit den anderen studentischen Senatoren bereits mit qualifizierten Attesten geschafft haben.

Sind die Studierenden dort ausreichend repräsentiert?

RCDS - die Campusunion:
Ja. Im Senat werden die verschiedenen Gruppen innerhalb der Universität zusammengeführt. Dabei kommt es nicht auf die quantitative Repräsentanz an, sondern auf die qualitative. Wir setzen uns daher dafür ein, mit den anderen studentischen Senatoren Verbesserungen für die Studenten zu erreichen, unabhängig von der quantitativen Stärke der Gruppe der Studenten.

MathPhysTheo:
Nein! – Die Frage sollte eher sein, wie sich die aktuelle Unterrepräsentation der diversen studentischen Meinung ändern lässt.

Juso-HSG:
Nein. Wir Studierende haben vier Sitze, die Professor*innen 27. Viele wollen die Sitzungen nur hinter sich bringen und die Vorschläge des Rektorats durchwinken. Auch wenn wir nur schwer Mehrheiten finden, haben die Studierenden immerhin die Möglichkeit, das Abnicken durch kritisches Nachfragen und engagierte Beiträge zu verhindern.

Liberale Hochschulgruppe Heidelberg:
Nein. Von 39 Mitgliedern werden nur 4 unmittelbar durch die Studierenden gewählt. Somit ist es schwer vorstellbar, dass das Stimmungsbild innerhalb der Studierendenschaft angemessen repräsentiert wird. Gerade in der beratenden Tätigkeit bedarf es mehr studentischer Mitglieder.

Die Linke.SDS:
Leider nein. Im Vergleich zu den Hochschullehrer*innen haben Studis kaum Mitspracherecht. Ein Verbesserungsvorschlag wäre ein Senat, in dem alle Statusgruppen gleichberechtigt vertreten sind. Denn dann können alle über die Zukunft der Uni gleichberechtigt mitentscheiden.

GHG - Grüne Hochschulgruppe:
Nein. Von fünf studentischen Mitgliedern sind nur vier stimmberechtigt (das VS-Mitglied ist beratend) und diese Studierenden können keine ausgewogene Repräsentation der größten Statusgruppe an der Uni garantieren. Gegenüber den anderen 36 Mitgliedern sind die Studierenden stark in der Unterzahl und die studentischen Anliegen kommen zu kurz.

Info

Die Beträge erscheinen in der Reihenfolge der Listenplätze bei der Wahl zum Senat. Für den Inhalt der Beiträge sind die Hochschulgruppen verantwortlich. Abgedruckt sind alle Beiträge, die wir bis Redaktionsschluss erhalten haben. Aus redaktionellen Gründen mussten wir die Einsendungen um die Frage „Sollte der Senat öffentlich tagen?“ kürzen. Eine lange Version der Einträge findet ihr online unter www.ruprecht.de. **(leh)**

StuRa widerruft BDS-Boykott

Einen Positionierungsantrag gegen die israelkritische BDS-Bewegung hatte der Studierendenrat nach hitzigen Debatten angenommen. Zwei Wochen später revidiert er seine Entscheidung

Eine Debatte um Antisemitismus hat den Studierendenrat (StuRa) in den vergangenen Wochen in Atem gehalten. Anlass war ein Antrag auf eine inhaltliche Positionierung gegen die israelkritische Boykott-Bewegung BDS. Zunächst war der Antrag nach einer emotionalen Diskussion mit knapper Mehrheit angenommen worden. Zwei Wochen später wurde aufgrund eines Formfehlers erneut abgestimmt, mit anderem Ergebnis.

Patrick vom Jungen Forum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft zeigte sich enttäuscht über dieses Ergebnis. Die Gruppe hatte den Antrag auf die inhaltliche Positionierung in den StuRa eingebracht. Im Antragstext heißt es, dass der StuRa sich im Sinne seines Bekenntnisses gegen Antisemitismus klar gegen die Bestrebungen der BDS-Bewegung positionieren soll. „Die Kampagne wird von Wissenschaftlern und Journalisten als antisemitisch und rassistisch eingeordnet“, heißt es in der Begründung des Antrags.

Hintergrund dieses Vorwurfs ist, dass BDS – oder lang Boycott, Divestment, Sanctions – die Rückgabe der Gebiete, die Israel nach dem Sechstagekrieg zugefallen waren, erreichen möchte. Das möchte die Kampagne durch den Boykott israelischer Waren ähnlich dem Protest gegen die Apartheid erreichen, um damit auf Menschenrechtsverletzungen gegen die Palästinenser aufmerksam zu machen. BDS äußere dabei jedoch keine konstruktive oder sachliche Kritik und trage durch die Aufforderung zum akademischen, kulturellen und wirtschaftlichen Boykott Israels zu einer Einschränkung der freien Gesellschaft bei, so das Junge Forum.



Foto: hst

Der BDS-Antrag sorgte im StuRa für rege Diskussionen

In zwei Sitzungen wurde der Antrag insgesamt drei Stunden lang diskutiert. Neben positiven Äußerungen kam auch Kritik an dem Antrag aus dem Plenum. „Der Antrag des Jungen Forums nimmt zwar Bezug auf die StuRa-Positionierung gegen Antisemitismus, geht jedoch inhaltlich weit über diesen hinaus, indem er der transnationalen politischen und sozialen Bewegung BDS pauschal vorwirft, in ihrer ‚Gesamtheit antisemitisch und antiaufklärerisch‘ zu sein“, so Mahmud vom SDS. Eine solche undifferenzierte Verunglimpfung dürfe aus seiner Sicht und der des SDS nicht Leitlinie des StuRa sein. Die Grundsatzpositionierung gegen Antisemitismus trage die Gruppe aber selbstverständlich mit. „Eine Bewegung, die sich selbst als eine gewaltfreie Bewegung für den gerechten Frieden in Nahost bezeichnet, muss auf angemessene Weise differenziert und kritisch betrachtet werden“, so Mahmud. Die Diskussion im StuRa war wie bei dem Thema zu erwarten, sehr emotional. Besonderen Eindruck hinterließen die Schilderungen jüdischer Mitstudierender, die beschrieben, wie sie sich auf dem Campus durch BDS diskriminiert fühlen. Die Kampagne habe Auswirkungen auf jüdische und israelische Mitstudierende, die im Namen von BDS vermehrt diskriminiert werden würden, meint Patrick. Die Debatte verlief vor allem in der zweiten Lesung so hitzig, dass die Sitzungsleitung mehrfach einzelne Personen zur Ordnung rufen musste. „Neben Verunglimpfungen und unangemessenem Redeverhalten vieler Beteiligter sind aus meiner Sicht sogar menschenverachtende und entmündigende Aussagen von Seiten der Unterstützer des Antrags gefallen“, kritisiert Mahmud den Verlauf der Debatte. Das habe ihn veranlasst, zwischenzeitlich den Saal zu verlassen.

> „Wir sind enttäuscht und erschüttert“

Nach der Diskussion sprach sich der StuRa schließlich mit einer knappen Mehrheit von 16 Ja-Stimmen zu 15 Nein-Stimmen gegen BDS aus. Doch dieser Beschluss wurde zwei Wochen später durch den StuRa selbst wieder aufgehoben, nachdem eine formale Beschwerde bei der Schlichtungskommission eingegangen war. Bei der Sitzung war ein Mitglied von einer Fachschaft nicht ordnungsgemäß entsandt worden. Da bei der Abstimmung des BDS-Antrages aber genau eine Stimme den Ausschlag gab, wurde er erneut abgestimmt. Das Ergebnis fiel jedoch anders aus: 16 Mitglieder stimmten für den Antrag, 21 dagegen.

„Wir sind enttäuscht und erschüttert über dieses Ergebnis“, sagt Patrick. Diese Gefühle teilt auch Max, Fachschaftsvertreter der Theologie, der aus Protest den Saal verließ. Das Ergebnis sei für ihn unerträglich gewesen, heißt es in seinem Statement. Kritik üben sowohl Befürworter als auch Gegner vor allem daran, dass er ohne Diskussion abgestimmt wurde. „Eine Vertagung des Tagesordnungspunkts wurde vom StuRa nicht gewünscht, was ich sehr schade finde“, erklärt Mahmud. Diese hätte Antragsstellern und ihren Kritikern den Raum für eine erneute Aussprache gegeben. Ohne diese sei ihnen die Möglichkeit genommen worden, nochmals Stellung gegen die Kampagne zu beziehen, meint auch das Junge Forum. Trotz dieser Umstände wollen sie sich jedoch nicht entmutigen lassen: „Wir werden uns weiter gegen jeden Antisemitismus an der Universität und in der Stadt Heidelberg einsetzen und Aufklärungsarbeit leisten.“ **(leh)**

Promotionspleite

Theresia Bauer kürzt die Mittel der Landesgraduiertenförderung. Laufende Dissertationsprojekte stehen auf der Kippe

Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst (MWK) kürzt die Mittel der Landesgraduiertenförderung (LGF) für 2018 und 2019 um zwei Millionen Euro. Die LGF ist ein Stipendium, das Doktoranden aller Fakultäten bei ihren Promotionsvorhaben unterstützt. „Die Kürzung der Mittel hat sowohl Universität als auch Doktorandenkonvent äußerst überrascht“, erzählt Jan Wysocki vom Doktorandenkonvent Heidelberg. Überraschend kommt die Kürzung vor allem, da erst im März in der Novelle des Landeshochschulgesetzes (LHG) beschlossen wurde, die Position und die Rechte von Doktoranden zu stärken. Unmittelbare Folge ist nun, dass es an den Universitäten sowie den Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg keine Neuausschreibungen für Promotionsstipendien der LGF mehr gibt – ob laufende Projekte weitergeführt werden können, ist momentan noch unklar.



Illustration: beb, hst

Die Mittelkürzung wirft die Zukunftsplanung durcheinander

„Für bereits laufende Stipendien gilt Bestandsschutz. Es besteht kein Grund für die Befürchtung, dass bereits erteilte Stipendien vorzeitig beendet werden müssten“, versichert Denise Burgert vom MWK. „Handlungsbedarf für die Stipendiatinnen und Stipendiaten besteht also nicht.“ Allerdings werden die Stipendien für verschiedene Förderphasen verliehen. Ob die Zusicherung des Ministeriums für alle Förderungsphasen gilt, lässt Ministerin Bauer offen. Das Ministerium verweist hierbei besonders auf universitätseigene Regelungen. In Heidelberg beträgt die Regelförderungsdauer zwei Jahre. Je nachdem, wie der „Bestandsschutz“ ausgelegt wird, könnten 90 Heidelberger Doktoranden ihre laufenden Stipendien verlieren, meint Wysocki. „Das Vertrauen in die Planbarkeit von Mitteln des Landes ist durch die kurzfristige und drastische Kürzung erschüttert“, beurteilt Birgit Bell von der Graduiertenakademie Heidelberg. Gerade weil der Informationsfluss zwischen dem Ministerium und den Betroffenen kurzfristig und lückenhaft war, haben die beiden Heidelberger Doktoranden Isabella Managò und Simon Pupic eine Online-Petition für den Erhalt der Stipendien ins Leben gerufen. „Die Planung des beruflichen Werdegangs wird besonders durch die Kurzfristigkeit erschwert“, erzählen sie. „Sollte die aktuelle Kürzung bestehen bleiben und langfristig die Mittelzuweisung vollends eingestellt werden, müssten die laufenden Stipendien im Herbst 2018 beendet werden“, meint Bell. Auch wenn für Managò, Pupic und die anderen Individualstipendiaten die erste Förderphase im Juli endet, werden ihre Stipendien demnach erst einmal bis zum Herbst verlängert. „Die Unsicherheit bleibt erhalten, wobei der unmittelbare Druck etwas gemildert wurde. Das grundsätzliche Problem ist aber nach unserem Informationsstand immer noch alles andere als geklärt“, beschwert sich Pupic. Wie es dann weitergeht – ob mit der Promotion, anderen Förderprogrammen oder der Jobsuche, weiß er nach wie vor nicht.

Das MWK rechtfertigt die Mittelkürzung: Mit den Graduiertenkollegs und –schulen oder auch der Exzellenzinitiative gebe es genug Unterstützung für Dissertationsprojekte. Theresia Bauer betont: „Die Fördermöglichkeiten sind so gut wie nie zuvor.“ Darüber hinaus hänge die Mittelkürzung mit einer geplanten Umstrukturierung zusammen: Bisher wird die Vergabe von den jeweiligen Hochschulen vorgenommen, zukünftig soll die Verteilung zentral reguliert werden. Eine insgesamt gute Fördersituation oder geplante Umstrukturierungen rechtfertigen jedoch nicht, dass die Betroffenen nicht ausreichend über die Weiterführung ihres Stipendiums informiert werden. Ob die laufenden Promotionsprojekte und damit auch richtungsweisende Forschungsvorhaben weiterhin gefördert werden, bleibt abzuwarten. **(led)**

Geschlossene Gesellschaft

Neue Studie belegt soziale Ungleichheit an der Uni

Das Bildungssystem hier zu Lande weist noch immer gravierende Mängel in Sachen Chancengleichheit auf. Das zeigt die neuste Studie der Deutschen Zentrale für Hochschul- und Wissenschaftsforschung.

Die im März veröffentlichte Studie zur Bildungsbeteiligung an Hochschulen beschäftigt sich mit sozialer Selektivität beim Hochschulzugang und untersucht sogenannte Bildungsschwellen, durch die sichtbar wird, wie sich die Herkunft der Bildungsteilnehmer auswirkt. Bildungsschwellen sind Hürden wie das Abitur oder der Übergang in die Oberstufe, die nach und nach Schüler, die für ein Hochschulstudium nicht geeignet sind, aussortieren. Dadurch entsteht ein Bildungstrichter: mit höherem Niveau sind immer weniger Teilnehmer im System.

Die Herkunft der Bildungsteilnehmer ist in zwei Gruppen aufgeteilt: Kinder aus Akademikerfamilien und Kinder von Nicht-Akademikern. Ein Bildungsteilnehmer gilt als Akademikerkind, wenn mindestens ein Elternteil ein abgeschlossenes Hochschulstudium hat. Noch immer wirkt sich die soziale Herkunft extrem auf die Bildungschancen aus. Von 100 Kindern aus Akademikerhaushalten gelingt 79 der Hochschulzugang, im Vergleich sind es nur 27 von 100 aus Nicht-Akademikerhaushalten. Es scheint, als wäre die Chancenungleichheit immer noch so hoch, weil der Bildungstrichter selektiv funktioniert.

Der Verein Arbeiterkind e.V. ist überzeugt, dass auch hier in Heidelberg bei schon immatrikulierten Studierenden immer noch eine Benachteiligung bestehe. „Diese Benachteiligung besteht in einem Mangel an Bezugspersonen und Geld“, so Arbeiterkind. Niemanden in der Familie zu haben, der einem den eigenen Lebensweg auf ähnliche Weise vorgelebt hat, würde oft zu unbegründeter Unsicherheit führen. Der Verein versucht dieses Loch zu füllen, indem er Studierende mit ähnlichen Problemen zusammenbringt und Leuten die Sicherheit und Erfahrung vermittelt, die andere in ihren Familien bekommen.

Man sollte generell einfach mal rechts und links über die Schulter schauen, ob ein Kommilitone oder eine Kommilitonin die gleichen Probleme hat und ob man als Ansprechpartner dienen kann. **(vin)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Lautlos sprechen

Die Heidelberger Sprachschule „GebärdenVerstehen“ möchte mit kostenlosen Schnupperkursen auch Hörende ansprechen



Foto: php

Auch für „Zeitung“ existiert eine Gebärde

Im Seminarraum der Heidelberger Sprachschule „GebärdenVerstehen“ ist es mucksmäuschenstill. Kein Gerede, nicht einmal ein Flüstern ist zu hören. Trotzdem findet im Saal muntere Unterhaltung statt – aber eben auf deutscher Gebärdensprache (DGS), einer Sprache, die in Deutschland zum Großteil von Gehörlosen und deren Verwandten verwendet wird, in der allgemeinen Öffentlichkeit jedoch ein Schattendasein fristet. Ich habe mich zum Schnupperkurs des Vereins angemeldet, um während einer anderthalbstündigen Einführung einen Einblick in die Welt der deutschen Gebärdensprache zu bekommen.

Es ist kaum jemandem bewusst, dass es tatsächlich eine deutsche Gebärdensprache gibt, und nicht nur eine internationale. Auch ist die DGS zum Beispiel nicht mit der Österreichischen Gebärdensprache verständlich; die beiden gehören zu verschiedenen Sprachfamilien. Auch hat die DGS eine ganz andere Struktur als gesprochenes Deutsch, es gibt zum Beispiel kein Zeichen für „sein“.

Mit dieser Info lässt sich schon der ganze Schnupperkurs, den die Schule regelmäßig anbietet, besser verstehen: es geht nicht darum, innerhalb von zwei Stunden möglichst viele Gebärden zu lernen, oder gar die Sprache am Ende eines Halbtages zu beherrschen, sondern darum, uns Hörenden eine Einführung in die Kultur, Sprache und das Leben Gehörloser in der Bundesrepublik zu geben. Auch Hörende können von Kenntnissen der DGS profitieren, so unter Wasser im Schwimmbad oder in sehr lauten Räumen, wie Julia Kunze, die Organisationsmanagerin der Schule, erklärt. Am Anfang stehen ein paar kleinere Gebärden: ich, du, hörend, gehörlos, gut, mittelmäßig, schlecht, Buch, Eis, und natürlich das Fingeralphabet, bei dem ich mich fühle, als ob ich auf einmal acht Finger pro Hand habe, die ich unmöglich in die Positionen des Alphabets verrenken kann. Mit ein bisschen Hilfe des Kursleiters Marcel schaffe ich es dann doch, mich den anderen Kursteilnehmern namentlich vorzustellen, ganz ohne gesprochene Worte natürlich.

Zusätzlich erzählt uns Marcel, dass die DGS sehr stark mit Mimik und Körperhaltung arbeitet. So kann man etwa nicht mit einem traurigen Gesichtsausdruck gebärden, dass es einem gut geht. „Gebärdensprachen werden mit Hand- und Armbewegungen, Mimik, Kopf- und Oberkörperhaltung artikuliert und über die Augen wahrgenommen. Auch der starke Einsatz von Mimik, auch in grammatischer Funktion, ist für viele zunächst fremd”, so Julia Kunze.

> Ich fühle mich, als hätte ich acht Finger pro Hand

Das merke ich auch: nach den anderthalb Stunden fühle ich mich so müde, wie ich sonst nach vier Stunden Russischkurs bin. Am liebsten möchte ich einfach die Augen schließen und meine Hände in den Taschen vergraben.

Wozu sich also diese Anstrengung antun, gerade für eine Sprache, mit der man sonst wenig Kontakt hat? Nun kann ich, wenn ich nächstes Mal eine gehörlose Person treffe, mit ihr einige Worte auf DGS wechseln, so wie ich auch für den Schwedenurlaub „tak“ und „snella“ lernen würde. Und wenn ich das nächste Mal in der lauten und überfüllten Destille bin, kann ich meinen Freunden an der Theke gebärden, welches Getränk ich möchte, oder dass ich kurz an die frische Luft gehe. Zu guter Letzt bin ich nun auch ein wenig mehr für die Belange Gehörloser sensibilisiert, und habe Einblicke in ihre alltäglichen Probleme mit der Zugänglichkeit in unserer Gesellschaft bekommen. **(hst)**

Der nächste Schnupperkurs findet im September 2018 statt

7 Tage... 7

Das Leben nach Sonnenuntergang

Wie erleben Studierende den Fastenmonat Ramadan? Unsere Autorin nahm eine Woche daran teil und stellte ihre Selbstdisziplin auf die Probe

Nur noch sieben Minuten!” Ich beobachte Houssem, wie er sich eilig ein Sandwich zubereitet, danach möglichst viel Wasser trinkt. Nach meiner Anmerkung, die Sonne sei noch gar nicht aufgegangen, erklärt er mir die Vorgaben des Ramadan genauer: Das tägliche Fasten beginnt mit dem Fajir-Gebet gegen drei Uhr morgens und endet mit dem Iftar-Mahl am Abend. Dabei verschieben sich die genauen Zeiten mit dem Stand des Mondes täglich um circa eine Minute nach hinten. Auch der geografische Standort ist entscheidend. So beläuft sich in Heidelberg die Fastenzeit auf knapp 19 Stunden.

Somit sind für mich die Bedingungen der nächsten Woche abgesteckt – ich werde sieben Tage fasten, nach Vorgaben des Ramadan. Und obwohl ich die Antwort eigentlich kenne, frage ich, ob ich während dieser Woche zumindest rauchen dürfte. Grinsend legt mir Houssem, einer meiner engsten Freunde in Heidelberg, nahe, die Zeit zum Anlass zu nehmen, schlechte Gewohnheiten abzulegen. Auch auf Sex und Alkohol solle ich diese Woche verzichten.



Foto: php

Auf der Zielgeraden wird der Hunger am größten

Mein Ramadan begann an einem Sonntag. Motiviert installierte ich eine App mit Namen „Muslim Pro“, welche die genauen Fastenzeiten berechnet. In der kühl-modernen Eintönigkeit der UB, weit entfernt von Kühlschränken oder Cafés, fiel mir mein Vorhaben noch vergleichsweise einfach. Schon am darauf folgenden Tag musste ich allerdings feststellen, dass ein Uni-Tag ohne Kaffee schwierig wird. Die Stunden dehnten sich bis zur montäglichen Redaktionssitzung und dem Besuch unserer Stammkneipe danach. Als es schließlich soweit ist, wird mir eine wichtige positive Auswirkung der Woche deutlich: Ich werde kaum Geld für Essen oder Trinken ausgeben müssen, zum Monatsende eine hochwillkommene Situation. Um mir eine Limonade und ein Sandwich leisten zu können, lud mich eine mitfühlende Redakteurin schließlich ein, auch wanderten sämtliche Oliven und Snacks an meinen Platz. Letztendlich geht es im Ramadan zu einem großen Teil um Gemeinschaft, das zumindest wurde an jenem Abend deutlich.

Seit Beginn meines Versuchs lagen die Temperaturen um die 30 Grad, irgendwann führte der Verzicht auf Wasser zu konstanten Kopfschmerzen. Ein Kommilitone versicherte mir, dass es ihm ähnlich ginge und dass er während des Monats mehr rauche als sonst, da es das Hungergefühl stillt. Ich gab zu, meinen Zigarettenkonsum zwar eingeschränkt, aber seit Beginn der Woche nicht komplett darauf verzichtet zu haben. Seine Entgegnung blieb mir im Gedächtnis: „Du musst dich vor keinem Menschen rechtfertigen. Das ist alleine zwischen dir und Gott.“

In weiteren Gesprächen mit Kommilitonen und Freunden wurde mir zunehmend deutlich, dass ich in meinem Selbstversuch den eigentlich zentralen Aspekt des Fastenmonats vernachlässigte: Als nicht-gläubige Person versuchte ich zwar, die spirituelle Seite nachzuvollziehen, doch ganz wollte mir das bisher nicht gelingen. Welchen Sinn soll es erfüllen, wenn ich versuche, einen so essentiellen Aspekt einer Religion, der ich nicht angehöre, pro forma zu erfüllen? Dennoch wollte ich, wenn schon nur aus Neugierde und um der Herausforderung willen, das Fasten fortführen. Mitte der Woche verabredete ich mich zum Grillen auf der Neckarwiese, verteidigte mich gegen mein Hungergefühl und die nicht enden wollenden Fragen meiner Kumpel, ob Ramadan nicht eigentlich total ungesund sei. Immerhin erst nach 21:20 Uhr und einer gehörigen Portion Relativismus entschloss ich mich zu einem halben Glas Rosé. Donnerstags besuchte ich meine Familie und glaubte, Rückgrat beweisen zu müssen, indem ich während der sechsstündigen Zugfahrt nicht einen Schluck Wasser zu mir nahm – nur um später zu lernen, dass auf Reisen Fasten nicht verpflichtend ist.

Am Wochenende luden uns Freunde meiner Eltern zum Iftar-Mahl ein. Die Tischplatte bog sich unter verschiedensten Gerichten – später am Abend kamen wir bei Kaffee und Baklava ins Gespräch. Auf meine Frage, was für sie ein schöner Aspekt des Ramadan ist, überlegte Ameni einen Moment: „Ich fühle mich während dieser Zeit sehr verbunden zu Allah und ich mag die Gemeinschaft und das Zusammensein am Abend.“ Ihr Mann Belal ergänzt: „In Damaskus haben wir immer alle zusammen gefeiert – und das Zuckerfest! An Leute auf der Straße wurde Essen verschenkt, es gab Musik ...“ Auch mein Selbstversuch wurde sehr positiv aufgenommen. Zwar konnte dieser durch die Kürze der Zeit und das Fehlen eines religiösen Hintergrundes nur relativ oberflächlich passieren, Anlass für ein Hinterfragen meines Konsums und meiner Gewohnheiten boten die vergangenen sieben Tage auf jeden Fall. **(nbi)**

Ein Drache im Neckar

Drachenboot fahren – neuer Unisport auf dem Prüfstand



Foto: php

Der schöne Ausblick ist beim Drachenboot fahren inklusive

Für diejenigen, die an einem Freitagabend keine Lust haben wie 08/15-Heidelberger Studierende an der Neckarwiese zu grillen und ein paar Radler zu kippen, sondern lieber etwas Neues und Abenteuerliches ausprobieren möchten, für die könnte das Rudern mit Drachenboot genau richtig sein.

Seit diesem Sommersemester bietet die Universität „Drachenboot fahren“ an, wobei uns zunächst erklärt werden muss, was das denn genau ist: Bis zu 18 Personen sitzen in einem Drachenboot, also einem Paddelboot mit Drachenkopf vorne in traditionell chinesischem Stil, und paddeln gleichzeitig im Takt. Im Bug des Drachenboots sitzt ein Taktgeber, der mit einer Trommel den Rhythmus angibt, in dem gerudert wird.

Man trifft sich im Bootshaus des WSC, dem WasserSportClub, packt seine Paddel und begibt sich zum Ufer, wo das Drachenboot dann gemeinsam ins Wasser getragen wird.

> Eine neue Perspektive, Heidelberg zu betrachten

Beim Selbstversuch bemerken wir schnell, dass noch mehr dahinter steckt, als einfach nur im Takt zu paddeln. Schon nach wenigen Minuten stellt sich eine Teamdynamik ein, die einen dazu bringt, weiter zu machen, trotz enormer Erschöpfung in den Schultern und Oberarmen, ausgelöst durch das Schwingen des Paddels. So stößt man an seine eigenen Grenzen, macht aber dennoch weiter, da man sein Team nicht hängen lassen will – man sitzt eben im selben Boot. Pausen werden gemeinsam gemacht, wobei es aber natürlich nicht tragisch ist, wenn man, wie wir Anfänger, mal ein paar Takte aussetzt.

Wer schon einmal mit einem Boot über den Neckar gefahren ist, weiß wovon wir reden, wenn wir sagen, dass es einfach nur idyllisch ist, und vor allem nicht vergleichbar mit einem Spaziergang am Ufer. Man nimmt eine neue Perspektive ein, entdeckt neue, versteckte Orte, die vom Ufer vielleicht nicht zu sehen waren, und das Fahren selbst ist sehr entspannend und friedlich, wenn auch äußerst anstrengend.

Studierende können sich über die Homepage des Unisports für das Drachenboot in jedem Sommersemester anmelden. Das Training findet freitags von 18 Uhr bis circa 19:30 Uhr statt. Treffpunkt ist das Bootshaus des WSCs an der Uferstraße. Zum Training benötigt man Sportkleidung und Sportschuhe, die auch gerne mal nass werden können. Oftmals wird anschließend in einer heiteren Runde auf den Neckarwiesen gemeinsam gegrillt, sodass der Abend nach dem aktiven Wassersporterlebnis langsam und entspannt ausklingen kann. Das Rudern im Drachenboot ist besonders gut für Einsteiger geeignet, die noch keine wassersportlichen Erfahrungen gesammelt haben. So kann man im Team erste Erfahrungen sammeln und wird von den anderen unterstützt und angeleitet.

Wer sich das Drachenboot gerne erst einmal aus der Ferne ansehen möchte, sollte am 7. Juli an den Neckar radeln. Denn dann findet dort der 13. Heidelberger Drachenboot-Cup statt. Die Mutigen unter euch können sich auch jetzt noch für den Drachenboot-Cup anmelden und selber gegen die gegnerischen Teams rudern. Möge der Beste gewinnen! **(asj, xmi)**

Im Erasmus-Blues

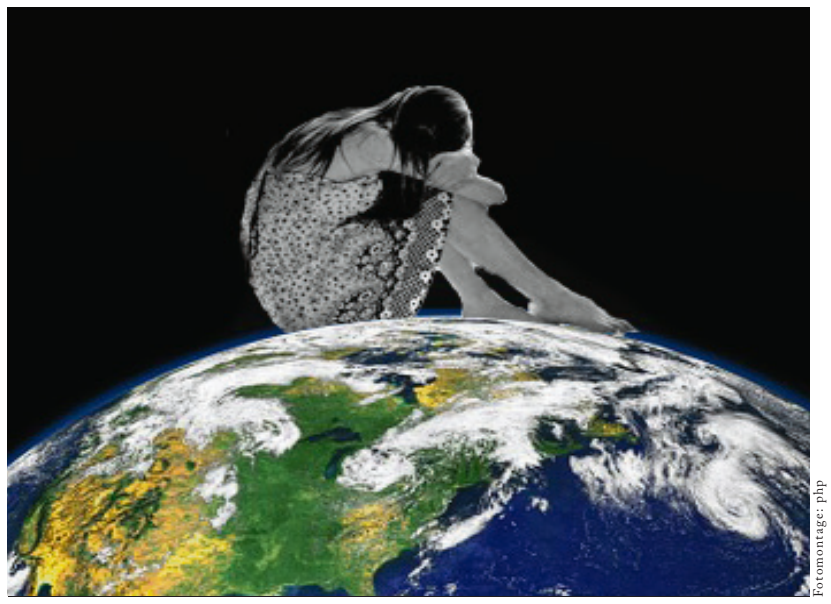
Parties, neue Freunde und aufregende Reisen: Ein Erasmus-Semester gilt als die beste Zeit im Studium. Doch für viele hat der Auslandsaufenthalt auch Schattenseiten

Ein Auslandsjahr ist für viele Studierende ein Traum und wird von allen Seiten in den höchsten Tönen angepriesen. Im Jahr 2015 waren rund 32 000 Studierende mit dem Erasmus-Programm für drei bis zwölf Monate im Ausland, um ihr Studium unter anderen Einflüssen zu erleben, die eigenen Sprachkenntnisse zu verbessern und eine andere Kultur kennenzulernen. Alle 28 Länder der Europäischen Union sind mittlerweile Teil des Programms. Dazu kommen noch zahlreiche Partnerländer außerhalb der EU, sodass Erasmus inzwischen nahezu in der ganzen Welt erlebbar ist. Doch was ist, wenn man in einem fremden Land überhaupt nicht zurechtkommt oder von Heimweh geplagt wird? Was ist, wenn das eigene Auslandsjahr nicht die beste Zeit des Lebens ist? Was, wenn es nur ganz okay ist oder es einem gar nicht gefällt? Über solche Erfahrungen spricht kaum einer.

„Die ersten Tage können extrem hart sein“, erklärt ein Student, der mit Erasmus im Ausland war. Man ist in einem fremden Land auf sich alleine gestellt und mit einer Sprache konfrontiert, die meist nicht die eigene ist. Was für Studierende im eigenen Land schon schwer genug sein kann, ist für Erasmus-Studierende von außerhalb noch härter: die Wohnungssuche. Carmen Schmid, Inhaberin des Hostels Lotte in der Altstadt, erfährt das zu jedem Semesterbeginn hautnah, wenn viele Studierende zu Dauergästen werden. Mittlerweile liegen sogar vorbereitete Ausdrucke im Hostel, weil so viele Studierende bei ihr nach Hilfe bei der Zimmersuche fragen. „Für Erasmus-Studierende ist es natürlich noch schwerer, weil sie ja nicht einfach wieder nach Hause können.“ Weil Heidelberg eine relativ kleine Stadt sei, wolle auch niemand wirklich außerhalb des Zentrums wohnen. „In einer Stadt wie Heidelberg gibt es, was die Infrastruktur betrifft, Grenzen“, erklärt Nicoline Dorn, Abteilungsleiterin für Auslandsstudium, Austauschprogramme und Internationale Hochschulbeziehungen. Deshalb ist die Zahl der Erasmus-Studierenden, die im letzten Semester nach Heidelberg kamen, mit 550 Personen auch geringer als die der 653 sogenannten Outgoers. Ein Phänomen, das vielen Erasmus-Studierenden bekannt sein wird, ist die sogenannte „Erasmus-Blase“. Während es für einen selbst eine temporär begrenzte Ausnahmesituation ist, leben die Studierenden an der Gastuniversität ihr geregeltes Leben und haben oft keine Zeit oder Lust, näher mit Gaststudierenden in Kontakt zu treten. „Die Leute dort haben Verpflichtungen, die eine Person, die mit Erasmus in einem fremden Land ist, nicht hat“, erzählt eine Heidelberger Studentin. Es sei oftmals schwierig, ortsansässige Studierende kennenzulernen, man gehöre schlichtweg nicht dazu. Es hänge deshalb alleine von einem selbst ab, neue Kontakte zu knüpfen: „Wenn man niemanden kennenlernen will, wird man das auch nicht“, betont sie. Soziale Medien seien darüber hinaus oftmals eine Hürde der Integration. Alexandra Braye, Erasmus-Hochschulkoordinatorin der Universität Heidelberg, hält das für ein Generationsphänomen: „Zu meiner Zeit, als man ins Ausland gegangen ist, da waren wir weg. Da hat man vielleicht einmal die Woche mit so einer Prepaidkarte zuhause angerufen und kurz telefoniert. Heutzutage ist es schwierig, weil viele virtuell gar nicht mehr wirklich weg sind und das macht es schwer, andere Leute kennenzulernen.“ Auch die Partnerunis sind nicht immer kooperativ. „In der Universität wurden wir Erasmus-Studierenden in den Kursen eher ungern gesehen“, erzählt die Heidelberger Studentin Raquel, die für ein Jahr in Portugal war. Das eigene Learning Agreement und das, was einem später angerechnet wird, seien zwei Paar Schuhe. „Man kann unter anderem wegen der Ablehnung der Dozenten nicht so viele Credits machen wie gedacht und manchmal wird man mit einem ‚No Erasmus, please‘ wieder aus den Kursen geworfen.“ Teilweise würde schlichtweg nicht alles angeboten werden, was man ursprünglich vorhatte.

Ist man wieder zuhause, gehen viele Studierende durch eine Art Erasmus-Depression. „Die ist in Heidelberg sicherlich sehr präsent, weil viele im Oktober zurückkommen, wo das Wetter dann den Rest tut“, meint Braye. Man wird mit Zukunftsfragen konfrontiert, die man im Ausland ausblenden konnte, hat sich selbst verändert und trifft auf ein Umfeld, in dem alles so ist wie vorher.

Grundsätzlich ist ein Erasmus-Aufenthalt ein durch und durch individuelles Erlebnis, das jeder Studierende anders erlebt. Deshalb kann man Probleme und Schwierigkeiten nicht verallgemeinern. Dennoch ist es von Vorteil, vor seiner Erasmus-Reise mal kurz die rosarote Brille abzusetzen und sich die möglichen unschöneren Seiten des Erasmus-Traums vor Augen zu führen. Nicht alles wird glatt laufen. Nicht jeder wird die Zeit seines Lebens haben. Eine Erfahrung fürs Leben wird es in jedem Fall sein. Dorn bringt das Ganze auf den Punkt: „Es ist einfach anders woanders. Deswegen geht man ja hin.“ **(jul)**



Während des Erasmus-Aufenthalts läuft nicht immer alles rund

Fotomontage: php

> „Die ersten Tage können extrem hart sein“

> „Man gehört schlichtweg nicht dazu“

ANZEIGE



Der ewig postpubertäre Typ

Während des Queerfestivals im Karlstorbahnhof diskutierten Sonja Eismann und Mithu Sanyal über Genderprägung, Feminismus und den Untergang des Patriarchats

Sonja Eismann ist Chefredakteurin des feministischen, popkulturellen Missy-Magazins. Mithu Sanyal spezialisierte sich als Kulturwissenschaftlerin und Autorin auf sexualisierte Gewalt. Im Rahmen einer Querfeldein-Diskussion führte der ruprecht mit ihnen ein Gespräch.



Foto: asj

In einer gemütlichen Runde beantworteten die Feministinnen (Mitte) zahlreiche Fragen der Studierenden

Hattet ihr während der Diskussion den Eindruck, dass Feminismus unter Studierenden noch ein Tabuthema ist?

Sonja Eismann: Offiziell leben wir in einer postsexistischen Gesellschaft. Wer dennoch ein Problem mit Sexismus hat, wird als Opfer angesehen, das sein Leben nicht auf die Reihe kriegt. Das will niemand.

Mithu Sanyal: Aber wir haben ja auch viel erreicht. Inzwischen gibt es mehr Studentinnen als Studenten.

Eismann: Aber nicht bei den Professoren. Wenn man studiert, hat man in der Regel kein Kind und arbeitet noch nicht. Sobald sich das ändert, entstehen die traditionellen Geschlechterrollen, weil es so einfacher ist. Dann merken viele Frauen erst, dass sie benachteiligt sind.

Auch Männer werden in manchen Bereichen ungerecht behandelt. Brauchen wir männlichen Feminismus?

Sanyal: Ja. An meiner Tochter sehe ich, dass sich die Welt verändert hat. Früher wurden Mädchen in der Schule benachteiligt, heute gelten Jungs als Störfaktoren. Der Feminismus hat die Situation für Mädchen verbessert, wir müssen dasselbe jetzt auch für Jungs machen.

Eismann: Da sehe ich Probleme. Ich bin auch dafür, dass Männer über ihre Probleme sprechen, aber sie machen das natürlich aus der Position der Privilegierten, die Frauen aus der Position der Unterdrückten. Das ist ein großer Unterschied.

„Der Feminismus muss die Situation für Jungs verbessern“

Sanyal: Ich glaube, dass Männer im in bestimmen Punkten zwar sehr privilegiert sind, in anderen Punkten aber gar nicht.

Eismann: Das finde ich schwierig. Die Männer, die eine Opferbewegung machen, sind die Männer, die das Sorgerecht für ihre Kinder wollen, nachdem sie sich getrennt haben. Und immer davon ausgehen, dass sie von Frauen unterdrückt wurden. Sie sagen: Ja, aber Männer mussten ja zum Militär und haben viel Stress. Das wäre das Analoge zum Feminismus, aber das ist es nicht. Da wird eine Unterdrückung vorgegaukelt, die de facto nicht existiert. Klar haben auch Männer Probleme, aber sie haben das Patriarchat auch selber gemacht. Ich habe mal mit einer Schauspielerin gesprochen, die meinte, dass die Männer jetzt entsorgt werden. Und dass sie dann gesagt haben: Ich mache jetzt gar nichts mehr, dann bin ich als Ernährer überflüssig, dann haue ich jetzt nur noch auf die Kacke und werde nur noch hedonistisch und bleibe ewig so ein postpubertärer Typ, der keine Verantwortung übernimmt. Das war natürlich aus ihrer Perspektive und absichtlich überzogen, aber das sehe ich auch so.

Sanyal: Ich war ziemlich schockiert, als ich einen Sohn bekommen habe, weil ich dachte mit einer Tochter, das weiß ich. Und ich war überrascht, wie stark Genderzurichtung auch bei Jungen gewirkt hat, wie diskriminierend das war. Das hat mich innehalten lassen.

„Männer gaukeln eine Unterdrückung vor“

Eismann: Aber sind diese Veränderungen nicht auch etwas Generationelles? Also bei meinen Eltern sehe ich, dass die gesamte Situation noch sehr ungebrochen ist, und dass die Frauen auch noch sehr viel mehr Opferbereitschaft hatten. Und ich bin absolut nicht mehr bereit, das zu opfern.

Sanyal: Mein Vater hat nicht gelernt zu kommunizieren. Aufgrund einer Sprachbarriere hatte ich Probleme, mit ihm zu sprechen, und dachte: Das liegt am Patriarchat. Irgendwann merkte ich, wie verloren er war. Ich ging davon aus, dass er uns unterdrückt, doch er hatte einfach keine Möglichkeit, sich emotional auszudrücken. Das ist tragisch. Ich sehe auch die Tragik meiner Mutter, die dachte, sie muss ihm Hemden bügeln, und ein Leben für ihn führte, das würde ich überhaupt nicht schaffen.

Muss jede Frau eine Feministin sein?

Eismann: Ich war da früher immer streng, mir war der Begriff Feminismus besonders wichtig, weil er damals so negativ besetzt war. Wenn Frauen gefragt wurden, ob sie Feministinnen seien, antworteten die immer: Gott bewahre, ich hasse doch keine Männer. Aber mittlerweile denke ich: Mir ist egal, wie genau die Leute es nennen, jeder Mensch, der Respekt vor sich selber und anderen hat, muss ein Interesse daran haben, dass alle gleich behandelt werden. Deswegen macht es für mich überhaupt keinen Sinn, gegen Feminismus zu sein. Wenn die Leute Angst vor dem Begriff haben, dann kann man darüber reden. Aber wenn man tatsächlich aktiv dagegen ist, dass Menschen gleich behandelt werden und die gleichen Rechte haben, dann kann ich das nicht nachvollziehen.

Sanyal: Angela Merkel hat ja mal in einer Politdiskussion gesagt, dass sie Feminismus toll fände, aber sich das Ganze nicht anmaßen wolle, weil sie selbst ja nicht die ganzen Leistungen vollbracht hat. Und da fand ich es total interessant, dass das auf einmal so positiv war. Also nach dem Motto: Ich bin ja nicht gut genug, um Feministin zu sein. Ich kann mir das nicht anmaßen. Und das ist ja so eine Verschiebung, da habe ich mir dann gedacht: Wir sind angekommen. Wir haben endlich etwas gesellschaftlich geschafft.

Das Gespräch führten Alina Jacobs und Lina Rees.

„Nur nichts aus der Dose“

Studierende aus Heidelberg gründen eine neue Literaturzeitschrift. Im *Abriss* findet sich alles von Gedicht bis Drehbuch

Eben fachsimpelten sie noch über Beck, Rowohlt und Co., im April erschien die erste Ausgabe des *Abriss*. Mit der Zeitschrift für Gegenwartsliteratur haben sich Christiane Schröter und Christopher Henning einen Traum erfüllt. Von einer Unterhaltung über das Verlagswesen kamen sie auf die Idee, eine eigene Zeitschrift herauszubringen. Der *Abriss* soll Literaturinteressierten nun in regelmäßigen Abständen einen Einblick ins weite Feld der Gegenwartsliteratur geben.



Foto: eln

Christopher und Christiane haben den *Abriss* gegründet

Kennengelernt haben sich die Germanistikstudentin und der Philosophiestudent über den Heidelberger Philosophie-Verein delta. In Lesekreisen rund um das Netzwerk des „artes liberales – universitas“ entdeckten die Freunde ihre gemeinsame Leidenschaft fürs Lesen und Schreiben. Die Literaturliebhabenden hielten an ihrer Idee, eine eigene Zeitschrift zu gründen, fest und konkretisierten sie.

„Texte zusammenbringen, die weder thematisch noch ästhetisch zusammengehören, und eine Plattform bieten, die von anderen Menschen gefüllt wird“, fassen die beiden die Idee des *Abriss* zusammen. Christiane und Christopher möchten den Schreibenden ein möglichst leeres Blatt Papier bieten und die Gestaltung des *Abriss* ganz den Texten überlassen. Die erste Ausgabe besteht aus Gedichten, Prosa, Drehbüchern und Theaterstücken von Autorinnen und Autoren aus Heidelberg und Berlin. „Es geht um das Teilhafte. Den Anspruch, gerade nicht etwas Ganzes zu produzieren“, finden Christiane und Christopher, denn „die interessantesten Momente sind die, in denen die Sprache abreißt“. Mit dem Titel *Abriss* wollen die beiden unterstreichen, dass es nicht um Vollständigkeit geht. „Wichtig ist, dass nicht etwas geschaffen wird, das über sich hinauswachsen will und man diese Bemühungen merkt“, erklären die Gründer ihr Auswahlkriterium für die Texte der ersten Ausgabe. *Abriss* soll für stimmige, individuelle Texte stehen, die mit neuen Mitteln und Wegen experimentieren. Christopher und Christiane wollen nichts „aus der Dose“.

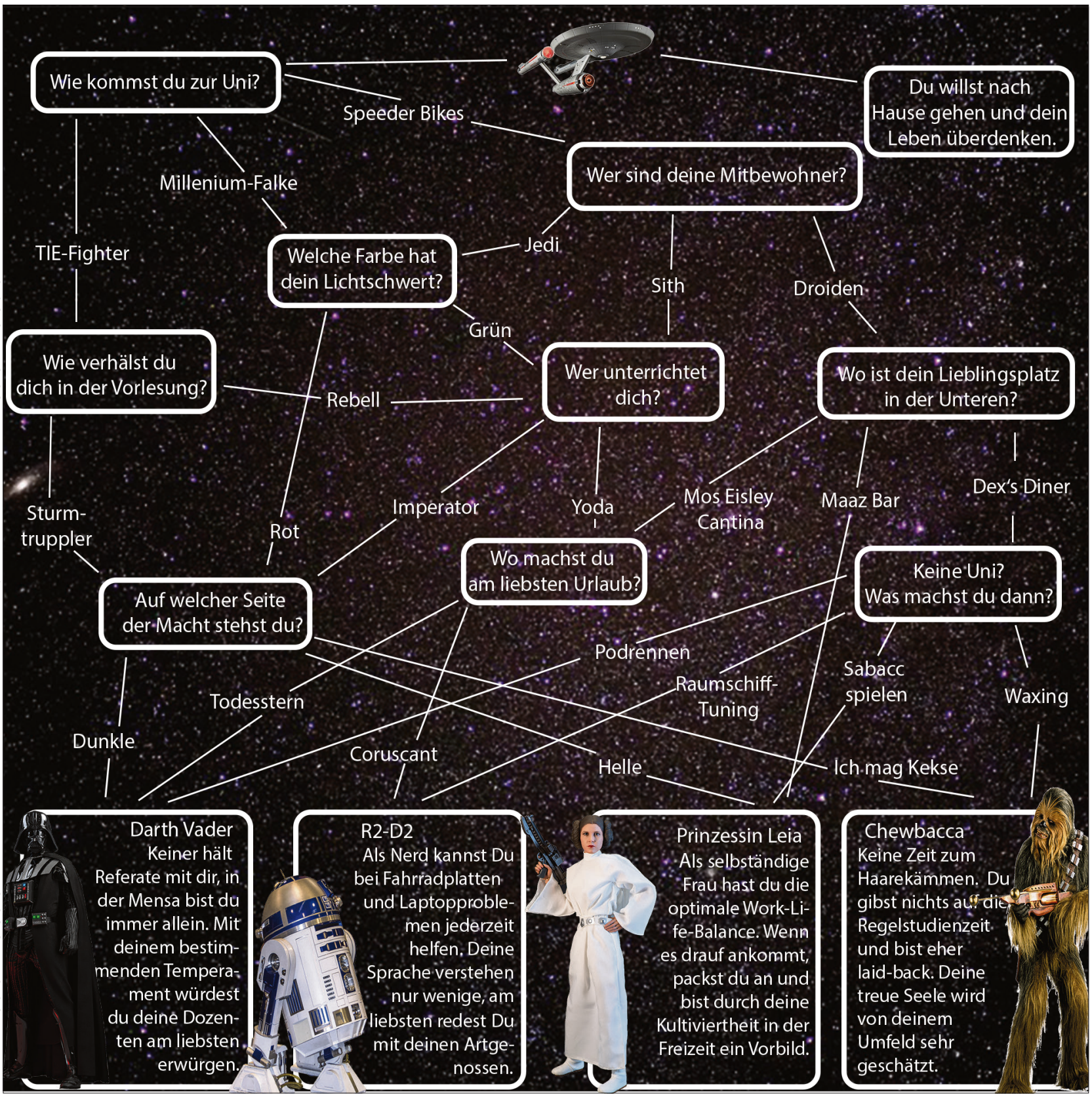
Einen didaktischen Ansatz verfolgen sie dabei nicht, die ausgewählten Texte sollen nicht explizit zum Nachdenken anregen. Stattdessen geht es um die besonderen Momente beim Lesen: „Wir hatten spannende Momente mit den Texten. Wir möchten diese Momente teilen und einen Diskussionsraum eröffnen, in dem sie neu verhandelt werden.“

An Idealen mangelt es den beiden Jungverlegenden also nicht – für die erste Ausgabe musste das *Abriss*-Team trotzdem vor allem auf Texte von Freunden und Bekannten zurückgreifen. In der kommenden Oktober-Ausgabe wollen sie nun weitere Kreise ziehen: Jeder, der die Begeisterung verspürt, kann seine Texte an die Redaktion schicken – und mit etwas Glück ist der dann schon in der nächsten Ausgabe zu lesen. **(eln, sim)**

ANZEIGE



Wie STARWARS bist du an der Uni?



Chewbacca: pngimg.com/ http://pngimg.com/download/28380 (CC BY-NC 4.0) – Bild Leia: flickr.com/Ed's Toy Box (CC BY-NC 2.0) – Bild Darth Vader: pngimg.com/ http://pngimg.com/download/28343 (CC BY-NC 4.0)

Spacig

Lichtschwert oder Phaser: Wer gewinnt das SciFi-Duell?

Star Wars

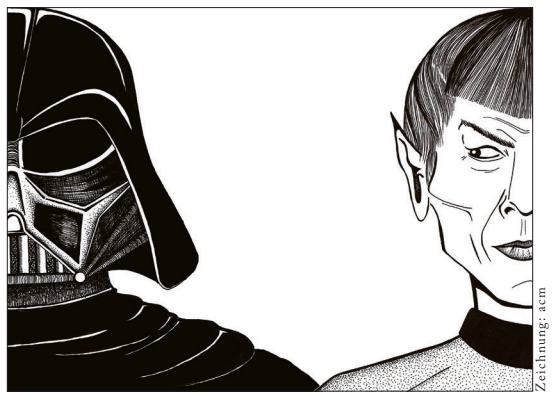
Himmel und Hölle, Kapitalismus und Kommunismus, Jesus und die Beatles, Star Wars und Star Trek – wenig scheint die menschliche Vorstellungskraft derart zu faszinieren wie Antagonismen. Insbesondere letztgenannter wird seit einigen Jahrzehnten mit besonderer Inbrunst ausgefochten. Sicher nicht zuletzt deshalb, weil besagter Konflikt weitaus tiefer geht, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Hier stehen sich nicht nur zwei Werke der Science-Fiction, sondern zwei Erzählstrukturen diametral gegenüber.

Star Wars ist fast penibel genau nach dem konstruiert, was James Joyce so treffend als „Monomythos" bezeichnet hat, also das archetypische Muster der Heldenreise, die der amerikanische Mythenforscher Campbell als Grundstruktur einer jeden Mythologie ausgemacht hat. Der Krieg der Sterne kann also mit Fug und Recht zeitlos genannt werden. Essenz dessen, was menschliches Erzählen ausmacht, nicht mehr und nicht weniger als ein Epos.

Zieht man den Vergleich zu Star Trek, trifft man hingegen auf eine Weltraumserie gewordene Effi Briest. Eine stringente Handlung sucht man eher vergeblich, geschweige denn so etwas wie einen Spannungsbogen, stattdessen kann sich der einfältige Enterprise-Enthusiast an stundenlangen Exkursen über die Funktionsweise eines Warpantriebs erfreuen.

Man könnte meinen, dass Kirk und Co. daher zumindest mit der interessanteren Alien- und Planetengestaltungen zu punkten wissen. Aber auch hier belehrt uns der Vergleich eines Besseren. Während ein mit Farbe und angeklebten Ohren verunstalteter Schauspieler auf der Enterprise das Ende des Budget und des kreativen Potentials markiert, bietet Star Wars von Fell über Flügel bis hin zu Schleim die volle Außerirdischen-Palette. Star Trek, viel zu lernen du noch hast.

Von Matthias Luxenburger



Zeichnung: acm

Star Trek

Star Wars ist in aller Munde und vor lauter Prequels gerät das wahre Science-Fiction-Meisterwerk fast in Vergessenheit – Star Trek. Trekkies haben zunächst einfach mehr Stoff als Star Wars-Fans. Denn der Großteil der Reihe ist als Serie erschienen. Diese eignen sich nicht nur hervorragend zum Binge-watchen, sondern bieten Produzierenden auch wesentlich mehr Spielraum zur Entwicklung der Charaktere.

Lässt man dieses praktische Argument beiseite, muss auch jeder Jedi-Fan anerkennen, dass Star Trek inhaltlich wesentlich mehr bietet als der immer gleiche Krieg der Sterne mit ein bisschen Familiendrama und actiongeladener Lichtschwertkloppere. Denn Star Trek ist eine wundervolle Utopie, die gerade Gewalt und Schwarz-Weiß-Denken überwinden will. So wortwörtlich geschehen, als die Produktionen 1968 Fernsehgeschichte schrieb. In der Folge „Platons Stiefkinder" kam es zum ersten Kuss zwischen einer afroamerikanischen und einer weißen Fernsehfigur, während Star Wars für einen einzelnen schwarzen Stormtrooper gut 50 Jahre länger brauchte. Kein Wunder, so ist doch die Weltsicht der Filme in eine „helle" und eine „dunkle" Seite der Macht eingeteilt, während Captain Kirk und Picard schon seit den Sechzigern fremde Welten und ferne Zivilisationen friedlich entdecken.

Neben diesen politischen Botschaften schafften es die Produktionen immer wieder auch Nerd-Herzen höher schlagen zu lassen, liegt die Betonung der Serie doch eher bei Science als bei Fiction. Denn schon immer griffen die Autorinnen und Autoren auf physikalische Theorien zurück und brachten sie stets von Protagonisten anschaulich erklärt auf die TV-Bildschirme. Star Wars-Fans dagegen bleibt nichts anderes übrig als die Existenz von Lichtschwertern hinzunehmen. In diesem Sinne: Lebt lang und in Frieden!

Von Esther Lehnardt

Sprechen über den Tod

... mit dem Heidelberger Kunsthistoriker Henry Keazor, der Star Wars-Fan und Filmliebhaber ist.

Obi-Wan und Darth Vader opfern sich, Luke Skywalker löst sich auf, die gesamte Heldenbesetzung von Rogue One stirbt. Das „Game of Thrones-Syndrom" greift jetzt auch auf Star Wars über. Oder?

Das hat wenig mit „GoT" zu tun. Die Tode wurden schon lange vorher gezeigt und durch sie schließt sich ein klassischer Kreis: Obi-Wan verschwindet, scheinbar ermordet von Darth Vader, der dann am Schluss auch stirbt. Lukes Vaterfiguren opferten sich und leben beide als Geister weiter. Durch das chronologische Vorziehen von „Rogue One" durfte keiner der Helden überleben, da sie in keiner weiteren Filmhandlung auftauchen. Die Übergabe der Hauptfiguren in die neuen Episoden beginnt in „The Force Awakens" mit Han Solo und setzte sich in „The Last Jedi" fort – nun ist Luke Skywalker dran… es ist ja noch nicht klar, ob er nicht, wie Obi-Wan, Vader und Yoda, als Geist wiederkehrt.

Jeder kann jederzeit sterben. Ist das der neue Zeitgeist und die Entwicklung neuer Filmhandlungen?

Solche Züge haben wir schon in den Ursprungsmythen wie Homers „Illias", wo Helden wie Hektor und Achilles sterben. Im Bereich des Films ist das auch kein neues Mittel: Zu Beginn des ersten „Mission Impossible"-Films kommen außer Ethan Hunt sämtliche Agenten und Agentinnen um. Das frühe Ausscheiden bekannter Schauspieler war zusätzlich schockierend. Alfred Hitchcock hatte auch schon auf diese Verunsicherung in seinem Film „Psycho" von 1960 spekuliert, wo die scheinbare Protagonistin nach der Hälfte des Films ganz überraschend ermordet wird.

Was braucht es inszenatorisch für eine gute Todesszene?

Seit 1953 gibt es immer wieder Szenen mit dem berühmten „Wilhelm scream", der in den „Star Wars"-Filmen eine Art „running gag" wurde. Außerdem sind einige „Star Wars"-Tode sehr geschickt inszeniert. Man nehme den jüngsten Film „The Last Jedi": Der Kapitän eines „First-Order"-Schlachtschiffs sieht mit mürrischer Würde gefasst der von den



Foto: KuM Universität Heidelberg

Rebellen gezündeten Explosionskette entgegen, die sein Schiff und ihn im nächsten Moment auslöscht. Der Tod von Han Solo hingegen war mir persönlich zu schnöde und unmotiviert – da hätte eine so coole Figur wie er doch einen etwas würdigeren und weniger sentimentalen Tod verdient.

Und verraten Sie uns zum Schluss noch eine Sache: Welches ist Ihr liebster Star Wars-Tod?

Ganz langweilig: Yodas Ableben. In den „Star Wars"-Filmen wird so viel geschossen, mit Laserschwertern zugeschlagen und in die Luft gesprengt, dass ich es geradezu als erholsam empfunden habe, dass Yoda ganz friedlich und ruhig in einem Bett einschläft und einfach verschwindet.

Das Gespräch führte Selina Demtröder.

Frauen an die Rechner

Die Initative DjangoGirls organisiert kostenlose Programmier-Workshops für Frauen. Unsere Autorin berichtet über die Veranstaltung, die nun zum ersten Mal in Heidelberg stattfand

Hurray! Your first Blog is online", verkündet eine Meldung auf meinem Bildschirm. Nach Stunden, in denen ich mich mit der Programmiersprache Python zum ersten Mal auseinandergesetzt und mich durch eine Anleitung für das Framework Django gearbeitet hatte, ein Erfolgserlebnis.

Ich befinde mich mit circa 30 anderen Frauen bei einem eintägigen Workshop der DjangoGirls, einer Non-Profit-Initative, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Frauen den Einstieg ins Programmieren und Entwickeln zu erleichtern. Dabei soll es nicht darum gehen, eine bestimmte feministische Agenda zu verwirklichen oder Exklusiviät zu schaffen. Stattdessen versucht man den Bedarf, den es offenbar gibt, teilweise abzufangen. Auch im sogenannten Code of Conduct wurde dies deutlich. Dieser vermerkt: „Django Girls is dedicated to providing a harassment-free workshop experience for everyone, regardless of gender, sexual orientation, disability, physical appearance, race or religion." Bei der Veranstaltung, die erstmalig in Heidelberg stattfand, arbeiteten die Teilnehmerinnen in Zweiergruppen mit einem erfahrenen Programmierer oder einer Programmiererin zusammen. So sollte jede von uns am Ende des Tages eine eigene Website über die Software „PythonAnywhere" veröffentlicht haben, die je nach Fortschritt individualisiert und angepasst werden konnte.



Foto: DjangoGirls

Programmieren bei Kaffee und bunten Einhorn-Cupcakes

Programmieren ist für mich Neuland, deshalb schien mir die Zielsetzung zunächst sehr ehrgeizig zu sein. Da der Workshop für Anfängerinnen ausgelegt ist, befanden sich die Teilnehmenden allerdings auf einem ähnlichen Kenntnisstand und wir konnten mit den grundlegendsten Grundlagen einsteigen.

> „Der Workshop bot Raum zum Ausprobieren und Scheitern"

Nach einer Begrüßung und Vorstellungsrunde der Coaches, die unter anderem aus Großbritannien, Leipzig und Zimbabwe angereist waren, begann die Arbeit in Kleingruppen. Auf der Website der DjangoGirls konnten nun die Anwesenden auf ihren eigenen Laptops ein mehrseitiges Tutorial nachvollziehen. Dieses begann zunächst unkompliziert mit einer illustrierten Erklärung der Funktionsweise des Internets: „The first thing you need to understand is that a website is just a bunch of files saved on a hard disk. Just like your movies, music, or pictures. However, there is one part that is unique for websites: they include computer code called HTML." Danach wurden wir kleinschrittig durch die Grundzüge von Python und das Framework Django geführt, wobei der Weg zu unserer eigenen Website zunächst vor allem aus Kopieren und Einfügen von Code-Zeilen bestand. Das klingt einfach, jedoch wurden mir die genauen Funktionsweisen und Auswirkungen der Befehle nicht immer klar. Die Menge an neuem Wissen in relativ kurzer Zeit war zu Beginn beinahe überfordernd.

> „Ein Geben und Nehmen, ohne den Austausch materieller Sachen"

Der Workshop bot somit Raum zum Ausprobieren und Scheitern, wobei die Tutoren mit Ratschlägen und Hilfe zur Seite standen. Mit ein bisschen Unterstützung war irgendwann auch meine erste Version eines Blogs erstellt. In der gesamten Gestaltung der Veranstaltung legte das Team Wert darauf, „einen Raum zu schaffen, der für Frauen okay ist. Wo zumindest die Hürde des ganzen Settings sehr niedrig ist und dann Fragen nicht so das Problem sind", erklärt Norma Driske, die den Workshop in Heidelberg mitorganisierte. Dass dieses Konzept anzukommen scheint, zeigen Zahlen zu den Veranstaltungen. In 92 Ländern und über 400 Städten wurden seit 2014 DjangoGirls-Workshops auf die Beine gestellt. Möglich wurde das durch die community-basierte Organisation, so ist eine Anleitung zur Umsetzung eines Workshops in der eigenen Stadt per Open Source zugänglich. „Das ist ein Geben und Nehmen, ohne dass dabei materielle Sachen ausgetauscht werden", beschreibt Norma das Konzept. Die Altersspanne der Teilnehmerinnen reichte in vergangenen Veranstaltungen von zwölf bis fünfzig, berichtet sie weiter. Genaue Informationen darüber, wie viele Teilnehmerinnen begonnen haben sich professionell mit Programmieren zu beschäftigen, gebe es nicht. Jedoch berichteten einige der Coaches, dass für sie ein DjangoGirls-Workshop Anstoß für ihre Karriere im Bereich der Informatik war.

Auch ich gehe nach dem Ausklang des Tages in einer Bar mit dem Vorsatz nach Hause, mich eingehender mit der Thematik zu befassen. Zwar bin ich etwas überwältigt von der Menge an neuem Wissen, doch das kreative Potential eigene Programme zu schreiben, und selbst Websites zu bauen, fasziniert mich. **(nbi)**

Mehr als nur Design

Wie die Zukunft der Stadtgesellschaft aussieht, beschäftigt nicht nur Architekten, sondern auch die Forschung

Die Internationale Bauaustellung (IBA) dringt in Heidelberg in diesem Sommer aus jeder Pore und macht das Thema Stadtentwicklung allgegenwärtig. Halbzeit heißt es für die geplanten Projekte, die unter dem Leitthema „Wissen | schafft | Stadt" stehen und die Wissensgesellschaft architektonisch fördern sollen. So beteiligt sich auch die Universität an der IBA, zum einen durch das Reallabor „Nachhaltige Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft" am Geographischen Institut; ein öffentliches und übergreifendes Interesse findet durch die Beschäftigung des Studium Generale unter dem Motto „Die Stadt von Morgen. Zukunftsfragen der Gesellschaft" statt. Hierbei stellen Experten aus ganz Deutschland verschiedene Herangehensweisen an die architektonische Entwicklung einer Stadt vor.

Ungewöhnliche aber spannende Ansätze hat dazu Henry Keazor, Professor am Institut für europäische Kunstgeschichte Heidelberg. In seinem Vortrag „Von Filmstädten über reale Städte lernen" beschreibt er am Film „Total Recall" aus dem Jahr 1990 einen modernen Gebäudekomplex, der in Mexiko für Innovation steht, im Film aber zum Ausdruck eines totalitären Regimes wird. „Die Interpretation im Film führt Züge eines Architekturbildes auf, die im Stadtkontext nicht gesehen werden", analysiert Keazor. Lange beschäftigt er sich in seiner Forschung mit Stadtansichten und verweist darauf, dass der Anspruch, den Charakter einer Stadt in die Architektur zu übersetzen, bezeichnend für die Kultur im 20. Jahrhundert ist. „Bis ins frühe 19. Jahrhundert hat man gebaut, wie man es für richtig befand und ging davon aus, dass es Ausdruck der Zeit ist. Im Barock hat man sich nicht überlegt, wie man Barock in Architektur übersetzt. Heinrich Hübsch war es, der dann 1828 fragte: *In welchem Style sollen wir bauen?* und das Selbstverständnis ging verloren."

> „Die Interpretation im Film führt Züge einer Architektur auf"

Im Hinblick auf diese Entwicklung untersuchte er mit Studierenden des Instituts im Jahr 2015 konkret Heidelberger Stadtprojekte. Besonders ein Stadtteil weckte dabei das Interesse der Untersuchungen. „Wir betrachteten einen Baukomplex, der früher mit dem Hinweis beworben wurde, dass es dort wie in der Altstadt ist. Es gibt eine Hauptstraße, ein Gebäude sieht aus wie das Schloss, es gibt darunter kleine Seitengassen. Es wurde transportiert, dass dort der Geist von Heidelberg erfasst und anschließend modern interpretiert wurde. So entstand der Emmertsgrund." Obwohl dieser architektonische Grundgedanke auch heute noch leicht zu erkennen ist, würde aktuell wohl kaum einer den Emmertsgrund mit der Altstadt gleichsetzen, woran sich zeigt, dass es nicht reicht, die Frage nach der Bebauung zu lösen.

So ist auch für den Politikwissenschaftler Michael Haus Stadtentwicklung nicht allein über die ästhetische Sinnqualität zu lösen. Auch Bürgerbeteiligung und Verfügbarkeit von öffentlichen Gütern für jeden sind für ihn relevant. „Eine Stadt ist ein Sozialraum, in dem sich verschiedene Arten politischer Praxis abspielen, miteinander interagieren und sich gegenseitig beeinflussen", beschreibt er. Für seine Untersuchungen zum Phänomen Stadt gilt es deshalb, „die Multiperspektivität einer Stadt ernst zu nehmen und dann zu erkunden, was trotz dieser Vielfältigkeit als die Einheit der Stadt verstanden werden kann." Haus war an einem Verbund von Forschungsprojekten beteiligt, die Profile von Städten über Aspekte wie regionale Kriminalliteratur, Frisörsalons oder auch Marketing erstellt haben

> „Eine Stadt ist ein Sozialraum"

„Aktuell hat die IBA Heidelberg sich meines Erachtens zu stark auf Architekten konzentriert und den sozialwissenschaftlichen Aspekt der Stadtentwicklung eher ausgeklammert." In seinem aktuellen „Seminar Stadtpolitik: Theorie und Praxis" analysieren die Studierenden daher an den Städten Mannheim und Ludwigshafen Aspekte der Migrationskonzepte, Segregation und Bürgerbeteiligung. Diese Beteiligung der Studierenden durch die Forschung ist ihm wichtig, da er ihren direkten Einfluss auf die Entwicklung einer Stadt als gering einschätzt. „Studierende werden interessant, wenn sie Projekte machen, die für die Stadt von Bedeutung sind, wie das Collegium Academicum. Das ist ein gutes Beispiel für eine gelungene Schnittstelle zwischen Stadtentwicklung und studentischem Leben." Als Forscher haben sie laut Haus die Möglichkeit, die Universität dabei zu unterstützen, sowie Wissen und Innovation als Ressource einzubringen. Dabei sei nicht zu vergessen, dass die Existenz einer Universität mit ihren Studierenden auch bedeutet, dass innerstädtisch eine stärkere Basis für Meinungen und einen breiteren Demokratieanspruch geschaffen wird. Dabei könne die „Schwäche", dass Studierende schnell kommen und gehen, auch als Stärke genutzt werden. „Diese Gruppe mit spezifischen Erfahrungen einer Stadt sollte in Kommunikation mit Gruppen mit fester Bindung an die Stadt, gebracht werden." So wünscht sich auch Keazor, dass wie 1968 bei den Protesten gegen die Altstadtsanierung Jung und Alt gemeinsam auf die Straße gehen. **(mak)**


Foto: Stadtarchiv Heidelberg

Der Emmertsgrund — bei seiner Enstehung Ausdruck modernen Bauens?

„Pizza ist in der Evolution stehengeblieben“

Wenn aus Humbug Wissenschaft wird: Russ Hodge erklärte Pizza zum Organismus und bringt die Wissenschaft zum Schmunzeln



Foto: hst

Russ Hodge schreibt und zeichnet für mehr Humor in der Wissenschaft

Russ Hodge schrieb für die Satirezeitschrift „Annals of Improbable Research“ einen wissenschaftlichen Aufsatz über die Evolution der Pizza. Auf seinem privaten Blog veröffentlicht er satirische Texte, Comics und sonstigen Quatsch über Wissenschaft.

Für Ihre Studie haben Sie 100 italienische Restaurants in fünf verschiedenen europäischen Ländern aufgesucht – einige davon auch ausprobiert. Stellt sich die Frage: Wer hat gezahlt?

Es war eine Eigenleistung. Ich und mein Team haben selbst gezahlt.

Was macht Pizza zu einem wissenschaftlich relevanten Untersuchungsgegenstand für die Biologie?

Beim genauen Betrachten von Pizza habe ich festgestellt, dass es Sorten mit Käse, Champignons, Salami oder anderem Belag gibt. Ich bin auf den Gedanken gekommen, die Abstammungstheorie von Charles Darwin auf Pizza anzuwenden. Nach dieser Theorie haben zwei Arten mit denselben Eigenschaften einen gemeinsamen Vorfahren. So kam die Idee, die Entwicklungsgeschichte der Pizza nachzuvollziehen und einen Stammbaum zu erstellen.

Aber warum ist das Thema für uns wichtig?

Ist es nicht. Interessant an der Sache ist, mit einer komischen Idee seriöse Wissenschaft zu betreiben. Die Methode unserer Studie ist professionell, geht aber von der absurden Annahme aus, dass Pizza ein lebendiger Organismus ist. Dieses Vorgehen lässt sich auch auf andere wissenschaftliche Themen anwenden. Es braucht nur eine krumme Idee.

Apropos „krumme Idee“: Sie werfen in Ihrem Artikel einige ethische Fragen auf. Darunter auch, ob Pizza über ein Bewusstsein verfügt und damit auch Leid oder Schmerz empfinden kann. Wenn das so ist, dürfen wir dann überhaupt noch Pizza essen?

Wir essen auch andere Lebewesen, die Schmerz empfinden. Das Spannende an dieser Frage ist, was wir aus der Evolutionsgeschichte der Pizza machen können. Betrachtet man Pizza als Organismus, muss man erklären, wie sie entsteht. Man könnte sich vorstellen, dass sich Pizza wie ein Tier entwickelt hat. Allerdings konnte sie sich wegen der hohen Temperatur nicht weiterentwickeln und ist flach geblieben. Wäre Pizza nicht in ihrer Entwicklung stehen geblieben, wäre heute vielleicht Pizza die Intelligenz des Universums und nicht der Mensch.

Soweit ist es zwar nicht gekommen, aber immerhin hat es Pizza in Ihrem Aufsatz zum festen Bestandteil unseres Ökosystems der Nahrungskette gebracht. In Anbetracht dessen: Gibt es vom Aussterben bedrohte Pizza-Arten?

Wahrscheinlich würde ohne Pizza alles zusammenbrechen, vom Aussterben bedrohte Pizzasorten gibt es aber keine. Sehr wohl aber unnatürliche Mutationen, beispielsweise Pizza Hawaii oder Chicago Deep Dish.

„Es war ernsthafte Wissenschaft, die Idee war Nonsens“

Was ist das Problem mit diesen Pizzasorten?

Sie werden mit unnatürlichen Dingen wie Ananas, Pommes oder Spaghetti belegt. Es gibt sogar eine Hamburger-Pizza. Diese Sorten entsprechen nicht dem Naturzustand der Pizza.

Es handelt sich um merkwürdige Züchtungen, ähnlich wie Shih Tzus bei Hunden.

In diesem Zusammenhang eine sehr persönliche Frage: Gehört Ananas auf Pizza?

Ich mag es nicht. Aber meine Kinder belegen Pizza mit Ananas, sie dürfen das.

Wechseln wir die Perspektive von der Pizza zum Menschen: Sie warnen, dass exzessiver Pizzakonsum die kognitive Entwicklung des Menschen behindere, weil die Pubertät in die Collegezeit verschoben werde. Haben wir die Gefahr der Pizza für die persönliche Entwicklung des Menschen zu lange unterschätzt?

Nein, ich denke, dass von Pizza keine Gefahr mehr ausgeht. Seitdem Pizza vom Menschen gezüchtet wird, haben wir die Macht über sie erlangt. Ich wüsste aber nicht, was passieren würde, wenn dies nicht so wäre. Vielleicht eine übergroße Pizza wie in dem Film „The Blob“ oder Pizzilla, ähnlich wie in „Godzilla“. Übrigens lässt sich exzessiver Pizzakonsum mit ein bisschen Gemüse kurieren.

Jetzt mal ganz ehrlich: Wie sind Sie auf die Idee gekommen, einen wissenschaftlichen Artikel über Pizza zu schreiben?

Es gibt viele Dinge in unserem Leben, die wir hinsichtlich Darwins Abstammungstheorie analysieren könnten.

Warum also nicht auch Pizza, dachte ich mir, und habe mich mit meinen Kollegen aus der Bioinformatik an die Arbeit gemacht. Als erstes mussten wir die Zutaten kategorisieren: Gemüse, Fleisch, Käse. Dann haben wir die 60 Zutaten in den Computer eingegeben und so getan, als wären es Gene. Es kam heraus – Pizza Margarita ist die Ursprungsform der Pizza. Es war ernsthafte Wissenschaft, die Idee war Nonsens. Das finde ich faszinierend: wie man richtig gute Wissenschaft aus Quatsch betreiben kann.

Kann denn die „ernste“ Wissenschaft etwas von der Pizza-Forschung lernen?

Davon bin ich überzeugt. Es ist grundsätzlich ein wichtiges Vorgehen in der Wissenschaft, etwas aus einer anderen und ungewöhnlichen Perspektive zu betrachten. Ich gehe noch einen Schritt weiter und möchte den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zeigen, dass viel Humor in dem steckt, was sie tun. Es ist schreiend lustig, was in Laboren so passiert. Das ist die lustige Seite der Wissenschaft, die nur wenig gesehen wird, aber deswegen nicht weniger wichtig ist.

Sehen das Ihre Kollegen auch so?

Leider gibt es nur wenige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die bereit sind, ihre Grenzen zu überschreiten. Und genau darum geht es mir ja. Ich habe in meinem Büro humorvolle Comics an die Wand gehängt. Als drei meiner Wissenschaftskollegen für ein ernstes Gespräch in mein Büro kamen, mussten sie erstmal eine halbe Stunde lachen. Das hatte ich so noch nie erlebt. Man muss ihnen nur zeigen, welche Werkzeuge sie haben, um sich selbst und ihre Forschung nicht zu verbissen zu sehen. Dann wird etwas Interessantes passieren. Immer.

Das Gespräch führte Eylül Tufan.

Ig-Nobelpreis

Seit 1991 verleiht die US-amerikanische Satirezeitschrift „Annals of Improbable Research“ jährlich den Ig-Nobelpreis. Ausgezeichnet werden „Entdeckungen, die erst zum Lachen und dann zum Nachdenken anregen“.

„Was machten sie nach dem Krieg?“

Heidelberger Historiker untersuchen Karrieren von NS-Beamten in der Diktatur und der jungen Bundesrepublik. Mit einem Blog wenden sie sich an die Öffentlichkeit

Am 12. März 1933 war Joseph Goebbels überglücklich. Der NS-Agitator stand vor seinem größten persönlichen Triumph. „Morgen unterschreibt Hindenburg. Funk, Film, Theater, Presse, Propaganda. Alles also, was ich wünsche. Herrlich!“, schrieb Goebbels in sein Tagebuch. Und tatsächlich: Am nächsten Tag hob Hindenburg sein neues Ministerium „für Volksaufklärung und Propaganda“ aus der Taufe. Es sollte, laut Goebbels, eine „geistige Mobilmachung“ der Deutschen bewirken. Es sollte 1938 federführend die Inszenierung der „Reichspogromnacht“ forcieren.

Das Propagandaministerium war eines von vier Ministerien, die von den Nationalsozialisten gegründet wurden und mit dem Ende der NS-Herrschaft wieder verschwanden. „Wo kamen die Leute für die neugegründeten Ministerien her? Waren sie ‚nationalsozialistischer‘ als ihre Kollegen – etwa aus dem Finanzministerium? Und vor allem: Was machten sie nach dem Krieg?“ Diese Fragen beschäftigen Frank Engehausen und Phillipp Haase, Historiker in einem neuen Forschungsprojekt der Universität Heidelberg, das sich mit „Beamten nationalsozialistischer Reichsministerien“ befasst. Projektleiter Engehausen sieht das Vorhaben als Teil einer gesellschaftlichen Selbstverortung. „Man muss sich ehrlich machen und fragen: Wo kommen wir her? Der Ausgangspunkt dieser Art von Projekten war ja, dass Joschka Fischer ins Auswärtige Amt kam und sich gefragt hat: Wieso hängen diese komischen Bilder an der Wand? Also Bilder von Leuten, die eine NS-Vergangenheit hatten“, räsoniert der Historiker. Vorgängerstudien zu den Ministerien der jungen Bundesrepublik hätten dann tatsächlich personelle Kontinuitäten zu deren NS-Vorgängern aufgezeigt. Ihr Projekt nehme nun den blinden Fleck dieser Forschung in den Blick: „Wir möchten uns Ministerien anschauen, die eben keine direkte Nachfolgeorganisation in der Bundesrepublik Deutschland hatten“, erklärt Engehausen.



Foto: BArch, Bild 183-2005-0103-505 / Fotograf: o. Ang. / Lizenz CC-BY-SA 3.0

General Kesselring (Mitte) war Amtsträger im „Reichsluftfahrtministerium“

Sein Mitarbeiter Phillipp Haase vermutet, „dass die ehemaligen Beamten nicht nur in anderen Ministerien weitergearbeitet, sondern sich auch vielfach in die Privatwirtschaft zurückgezogen haben – und dort zum Teil hohe Positionen einnahmen.“ Mit dem Projekt sollen diese Vermutungen überprüft werden. Dabei bemühen sich die Historiker, die Öffentlichkeit miteinzubeziehen. Ihre Ergebnisse veröffentlichen sie in einem Blog und verbreiten sie über Social-Media-Kanäle. Twitter sei dabei besonders wichtig, betont Haase. „Wir versuchen, über unseren Twitter-Account unsere Inhalte zu teilen, in die Öffentlichkeit zu bringen. Aber wir versuchen auch, uns an der Diskussion mit ‚Twitter-Historians‘ zu beteiligen und auch andere Projekte zu teilen, die anschlussfähig sind zu unserem Projekt. Das hat für uns den Vorteil, dass wir mehr Zugriffe auf unsere Homepage haben, aber auch, dass wir schneller auf Fehler hingewiesen werden“, erklärt der Doktorand. Bei Redaktionsschluss hatte der erst drei Monate alte Account immerhin 464 Follower. Sobald die ersten größeren Ergebnisse vorliegen, möchten die Historiker diese in öffentlichen Veranstaltungen teilen. Darauf darf man gespannt sein. **(tns)**

www.ns-reichsministerien.de

ANZEIGE



Den Stau smart auflösen

Volle Straßen und schlechte Nahverkehrsanbindungen: Verkehrsexpertin Ursula Kloé erklärt, wie Smart Mobility Probleme lösen kann und warum ein eigenes Auto nicht mehr notwendig ist

In ihrem Heidelberger Start-Up „Ju-Know" beschäftigt sich Ursula Kloé mit der Sicht von Nutzern auf neue Entwicklungen in der Mobilitätsbranche und berät hierzu Unternehmen.



Foto: privat

Das Erste, womit der Begriff Smart Mobility verbunden wird, ist vermutlich das autonome Fahren. Wann sehen wir selbstfahrende Autos in den Straßen Heidelbergs?

Die Technik zum autonomen Fahren ist bereits sehr weit, für die Anwendung in einer Stadt mit Mischverkehr aus autonomen und nicht autonomen Fahrzeugen fehlen allerdings noch die rechtlichen Rahmenbedingungen. Wahrscheinlich ist, dass autonome Fahrzeuge zunächst für den öffentlichen Nahverkehr eingesetzt werden. In diesem Bereich gibt es schon erfolgreiche Pilotprojekte mit autonom fahrenden Kleinbussen. In Heidelberg könnte ich mir zum Beispiel auf dem Campus im Neuenheimer Feld autonom fahrende Shuttles vorstellen, für Patienten, Angehörige, Mitarbeiter. Oder wenn das Patrick Henry Village wieder bewohnt wird, dann könnten es selbstfahrende Shuttles an die Stadt anbinden.

Was gehört außer den selbstfahrenden Autos zu Smart Mobility?

Ein zentraler Gedanke ist hier die Connectivity: Das Sharing von Fahrzeugen oder Wegstrecken, zugänglich über das Smartphone, könnte dem Verkehrsinfarkt in den Städten entgegenwirken. Zudem könnte die Verknüpfung der einzelnen Verkehrsteilnehmer mehr Sicherheit schaffen. Ein Beispiel: Bisher informiert der Totwinkelassistent in Autos und LKW beim Rechtsabbiegen über Radfahrer. Über Connectivity funktioniert das gegenseitig: Fußgänger und Radfahrer könnten über eine App aktiv Signale aussenden, die wiederum durch die Systeme im Auto oder LKW registriert werden und umgekehrt.

Im ersten Moment mag das sicher klingen – aber ist nicht die Gefahr groß, dass man sich zu sehr auf die Technik verlässt?

Das ist eine berechtigte Frage, zumal die jüngsten Unfälle mit autonomen Fahrzeugen tatsächlich nicht von der Technik, sondern durch Menschen verursacht wurden. Experten gehen jedoch davon aus, dass die Zahl der Unfälle insgesamt sinken wird, weil mit der Technik Unachtsamkeit oder menschliche Fehlentscheidungen in kritischen Situationen ausgeschlossen werden können.

In Heidelberg sind die Mobilitätsprobleme recht offensichtlich: In der Rush Hour sind die Straßen der Stadt vollgestopft. Kann Smart Mobility hier eine Lösung bieten?

Smart Mobility bietet die Chance, die Menschen zum Umdenken und Umsteigen zu bewegen. Das eigene Auto kann sein Mobilitätsversprechen nicht mehr überall halten. Aber von der Feststellung zur Verhaltensänderung ist es oft ein langer Weg. In Zukunft wird wichtig sein, die Menschen dazu zu bewegen, nicht mehr in ‚Fahrzeug' zu denken, sondern in ‚Strecke'.

Wir brauchen einen guten ÖPNV mit engen Taktzeiten und erschwinglichen Tickets, zusätzliche Angebote wie Leihräder, Leih-E-Bikes, Leihlastenräder von Geschäften oder der Stadt, Sammeltaxis, Carsharing und Mitfahrgelegenheiten. Und die Möglichkeit, mit Smart Mobility, zum Beispiel einer App, zentral auf alles zugreifen und dort auch direkt bezahlen zu können. Dann werden die Menschen allmählich nicht mehr automatisch zu ihrem Autoschlüssel greifen, um dann im Stau zu stehen. Einige dieser Angebote haben wir in Heidelberg bereits, aber da ist noch Raum für Neues, Innovatives.

Wie groß ist die Gefahr, dass Auswahlmöglichkeit geschaffen, aber nicht genutzt wird?

Wir plädieren dafür, bei Pilotprojekten nicht nur auf die Technik zu fokussieren, sondern von Anfang an die Nutzer in den Mittelpunkt zu stellen. Zum Beispiel bei autonomen Shuttles: Bei perfekter technischer Funktion bleibt die Frage, wie man emotionale Sicherheit schaffen kann. Wer heute nachts in die Straßenbahn steigt und sich in einem Wagon unwohl fühlt, wechselt in einen anderen. Bei einem kleinen, autonom fahrenden Shuttle mit nur einer Kabine braucht man dafür eine Lösung.

Auch müssen wir verstehen, warum sich Pendler täglich in den Stau stellen: Sie rechtfertigen die zwanzig Minuten als ‚Zeit für mich' oder ‚zum Abschalten'. Alternativen müssen ähnlich emotional positiv ansprechen wie das eigene Auto, um angenommen zu werden.

Wie bewegen sich die Heidelberger in 25 Jahren fort?

Ich würde mir wünschen, dass wir ein Angebot haben, das die Leute überzeugt, innerhalb der Metropolregion nicht mehr das eigene Auto zu nehmen, sondern gar kein eigenes mehr zu besitzen. Viele Großstädter machen das heute schon vor. Mit einem nahtlos ineinandergreifenden Angebot aus ÖPNV, Sharing von Autos, Lastenrädern und Fahrrädern, Mitfahrmöglichkeiten, Shuttlebussen, Poolingfahrzeugen und so weiter, alles zugänglich über das Smartphone oder die Technik, die uns dann begleiten wird, könnten wir die Stadt noch lebenswerter machen.

Das Gespräch führte Susanne Ibing.

Bilder: ph



Autobahn fürs Fahrrad

Auf rund 22 Kilometern soll der Radverkehr ungestört zwischen Heidelberg und Mannheim fließen und mehr Pendler auf das Fahrrad locken

Ein Viertel der Strecken in den Niederlanden wird mit dem Rad zurückgelegt. Das liegt nicht nur daran, dass dort Radfahrer weniger am Berg zu kämpfen haben, als an der vorhandenen Fahrradinfrastruktur, in die der Staat seit den Achzigerjahren massiv investiert. Große Städte sind sternförmig mit Radschnellwegen an die Peripherie angebunden. Eine Zukunftsvision für Deutschland? Ein wenig später – doch besser spät als nie – reagiert nun auch das Land Baden-Württemberg auf die Staus und Luftverschmutzung in den Städten und versucht, den Anteil an Fahrradpendlern zu erhöhen.

Für drei Radschnellwege übernahm das Land die Baulastträgerschaft und verantwortet nun ihre Planung, Durchführung und vor allem das Tilgen der Kosten. Die geplanten Wege kann man sich als Fahrradautobahn vorstellen: Sichere Fahrwege auch bei hohen Geschwindigkeiten bis zu 30 Stundenkilometer, direkte Führung, breite Wege und geringe Wartezeiten.

> Kosten und Planung werden vom Land getragen

Eine der geplanten Strecken soll zwischen Heidelberg und Mannheim verlaufen. Jani Takhsha ist die Strecke regelmäßig gefahren und findet, dass viele Wege bereits ausreichend ausgebaut seien: „Wenn eine ganz neue Strecke gebaut werden soll, die wenige Bestandteile des bestehenden Radnetzes aufnimmt, dann wäre das wohl Geldverschwendung."

In einer Machbarkeitsstudie über Radschnellwege zwischen Heidelberg und Mannheim wurden drei mögliche Streckenverläufe vorgeschlagen: entlang der Gleise über Friedrichsfeld, über Edingen oder aber über Ladenburg. Sollten Wege bereits vorhanden sein, so sieht die Studie vor, diese zu nutzen und auszubauen. Noch knapp ein Jahr dauert der Variantenvergleich laut dem Regierungspräsidium Karlsruhe, „eine belastbare Aussage zum Baubeginn kann in der derzeitigen Planungsphase leider noch nicht getroffen werden."

6,7 Millionen PKW-Kilometer pro Jahr, so schätzen die Autoren der Machbarkeitsstudie, kann der Radschnellweg zukünftig einsparen. „Denn", so sagt Bernhard Pirch-Riesenberg vom Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club Rhein-Neckar/Heidelberg, „es geht darum, Menschen durch eine gute Infrastruktur zum Umsteigen vom Auto zu gewinnen." Die Kassen der Kommunen blieben dabei verschont – und ihr herkömmliches Budget für die Förderung der Radinfrastruktur unangetastet. **(ibi)**

Straßenbahn auf neuen Gleisen

Der Ausbau des städtischen Projekts mobinetz Heidelberg ist am Bahnhof angekommen. Bis 2019 soll eine umfassende Umgestaltung die Situation aller Verkehrsteilnehmer verbessern – vorerst ist mit Stau zu rechnen

In diesen Tagen sieht man im sonst so romantischen Heidelberg Baustellen, wohin das Auge reicht. Was derzeit den Verkehrsfluss vor allem am Hauptbahnhof und in die Bahnstadt behindert, soll ab 2019 zur Entlastung des Straßenverkehrs beitragen.

„Der Verkehr wird von den Bürgerinnen und Bürgern als wichtigstes Problem in der Stadt wahrgenommen", reflektiert Heidelbergs Erster Bürgermeister Jürgen Odszuck über das Resultat der jüngsten Heidelberg-Studie. Deshalb ist es Ziel des Projekts, die Bahnstadt mittels Schienen zu erschließen, die Haltestelle am Hauptbahnhof umfassend zu sanieren und einen besseren Anschluss an Eppelheim und den Pfaffengrund zu ermöglichen. Gebündelt ist der aktuelle Ausbau des Heidelberger Straßenbahnnetzes unter dem Namen mobinetz. Ein weiteres Vorhaben ist es, an allen Haltestellen barrierefreies Umsteigen zu ermöglichen. „Ziel ist es, mit dem Mobilitätsnetz insgesamt über 10000 Fahrgäste pro Tag hinzuzugewinnen, davon über 7000 Umsteiger vom Auto – ein wichtiger Beitrag zur umweltfreundlichen Mobilität und zur Entlastung des Straßenverkehrs", heißt es dazu von der Stadt.

Obwohl gerade Autofahrer durch ein besseres ÖPNV-Netz zum Umdenken bewegt werden sollen, profitieren auch sie, zusammen mit den Fahrradfahrern. So sollen besonders im Zuge der Umgestaltung des Hauptbahnhofs die Fahrbahnen ausgebaut und die Radwege breiter gemacht werden. Hierzu greift die Stadt tief in die Tasche. 36 Millionen Euro verankerte sie im aktuellen Doppelhaushalt bereits für den Ausbau der Straßen, Radwege und den öffentlichen Nahverkehr. Insgesamt 100 Millionen Euro sollen bis 2019 in das Projekt mobinetz der Stadt Heidelberg, der Rhein-Neckar-Verkehr GmbH und der Heidelberger Straßen- und Bergbahn GmbH fließen. Unterstützt wird es dabei durch Fördergelder des Landes und des Bundes.

Noch in den Kinderschuhen sind die Überlegungen zu einer erneuten Altstadtbahn, die zumindest in der Theorie ein Teil des mobinetz darstellen würde. Der Traum aller in der Altstadt Studierender und Arbeitender wird wohl nicht bis zum Ende des Projekts 2019 zu verwirklichen sein. Nachdem zunächst die Wiedergeburt der Bahn entlang der Hauptstraße im Raum stand, wurden die Untersuchungen dazu 2012 offiziell vom Gemeinderat eingestellt. Nun wird ein möglicher Streckenverlauf über die Friedrich-Ebert-Anlage oder am Neckar entlang geprüft. **(mak)**

Sorgenkind Altstadt

Die Altstadt gilt als größte der Heidelberger Verkehrs-Problemzonen. Ein neues Konzept mit absenkbaren Pollern soll die Autoflut in den engen Gassen bremsen

Fahrräder und Autos im Zweikampf auf der Plöck, Lieferwagen und Busse, die Fußgänger in Gefahr bringen, wild parkende Autos in den Seitengassen – die Mängelanalyse, die im Februar bei einem Arbeitskreis für den Altstadtverkehr vorgestellt wurde, ist lang. Die engen Gassen von Heidelbergs romantischem Aushängeschild sind schon seit Langem ein Sorgenkind von Bürgern und Verkehrsplanern.

Ein zentrales Problem stellen die zahlreichen Autos dar, die in den engen Gassen und als Lieferverkehr sogar in der Fußgängerzone unterwegs sind. Parkmöglichkeiten gibt es nur wenige, und so wundert es kaum, dass die Altstadt unangefochtener Spitzenreiter aller Stadtteile in Sachen Parksündern ist. Wie die Pressestelle der Stadt dem *ruprecht* gegenüber bestätigt, hat der Gemeindevollzugsdienst (GVD) im vergangenen Jahr in der Altstadt weit überdurchschnittlich viele Strafzettel verteilt. Die über 23 000 Verwarnungen sind etwa 18 Prozent aller Verwarnungen im ganzen Stadtgebiet, obwohl die Altstadt in Sachen Fläche und Anwohnerzahl einen viel kleineren Teil der Stadt ausmacht. Hier konzentrieren sich auch die Abschleppungen, wenn Fahrzeuge beispielsweise Rettungswege versperren – mit 171 sind das rund 63 Prozent aller abgeschleppten Autos in ganz Heidelberg. Die Zahlen sind im Vergleich zu 2016 ähnlich; erneut gab es 2017 zwei einwöchige Schwerpunktaktionen, in denen die Altstadt intensiv kontrolliert wurde. Große Massen an geparkten Fahrrädern sind nach Angaben der Stadt zwar ebenfalls ein Problem, und der GVD verteilt Hinweiskarten an den im Weg stehenden Drahteseln, doch: „Bisher ist vom GVD noch keine Räumaktion in diesem Jahr geplant“, so die Pressestelle der Stadt. In der Vergangenheit waren Fahrräder in großem Stil beispielsweise vor der Universitätsbibliothek entfernt worden.

> Die Altstadt ist Spitzenreiter in Sachen Parksündern

Bei der Verfolgung von Verkehrssündern setzt der GVD oft auf Hinweise aus der Bevölkerung – auch hier ist die Altstadt mit etwa einem Viertel aller Beschwerden weit überdurchschnittlich vertreten. Unter den Altstadt-Anwohnern scheint es also vermehrt Frust über die Verkehrssituation zu geben. Ein Ventil hierfür stellen Bürgerforen und ein Arbeitskreis für ein neues Verkehrsberuhigungskonzept dar, aber um auf die Verärgerung hinzuweisen, greifen einige auch zu anderen, öffentlichkeitswirksamen Maßnahmen. Die Bürgerinitiative „Leben in der Altstadt“ zeigt auf ihrer Webseite eine Fotogalerie von Falschparkern und zugeparkten Plätzen und Gassen mit zensierten Kennzeichen. Ähnlich funktioniert die App „Wegeheld“, bei der Nutzer Verkehrssünder fotografieren und anonymisiert auf einer Karte mit verknüpftem Twitter-Profil an den digitalen Pranger stellen können.

Auch Heidelberg ist vertreten, allerdings mit viel selteneren Einträgen als in anderen deutschen Großstädten. Das könnte mitunter daran liegen, dass die Stadtverwaltung von solchen Apps sehr wenig hält, obwohl sie sogar die Möglichkeit bieten, direkt eine Anzeige per Mail an das Ordnungsamt zu schicken. Die Pressestelle betont, eine solche Privatanzeige müsse immer noch von einem GVD-Mitarbeiter überprüft werden. „Von daher stehen wir diesen technischen Möglichkeiten skeptisch gegenüber.“

> Ein „Pollerbeauftragter“ aus Salzburg stellte die Idee vor

Seit einigen Monaten jedoch zeichnen sich im Rahmen des Arbeitskreises neue Lösungen ab. Der zentrale und wohl auch radikalste Vorschlag sind versenkbare Poller, die die Zufahrtsstraßen zur Altstadt versperren sollen. Die Idee hatte bereits im vergangenen Jahr der „Pollerbeauftragte“ der Stadt Salzburg vorgestellt, wo sich das Konzept bewährt hat. Bei der Diskussion des Vorschlags Anfang 2018 hatte der Verkehrsmanager der Stadt, Alexander Thewalt, betont: „Poller sind die technische Umsetzung bereits bestehender Regeln.“ Und so sollen sie nicht generell alle Autos aus der Altstadt aussperren, sondern bleiben beispielsweise morgens von sechs bis elf Uhr für den Lieferverkehr geöffnet. Ansonsten ist ein elektronisches System vorgesehen, mit dem Anwohner und Besucher die Poller absenken lassen können. Während der Einzelhandel das Konzept bisher akzeptiert, befürchtet die Handwerkerinnung große Einschränkungen. Der Gemeinderat könnte noch im Herbst diesen Jahres über das Verkehrsberuhigungskonzept abstimmen, für das 1,6 Millionen Euro veranschlagt werden. **(sko)**



Foto: sko/ICE-Bild: ICE-3-frankfurt.jpg/ Sebastian Kasten/stq.wikipedia.org/wiki/Bild:ICE-3-frankfurt.jpg#/media/File:ICE-3-frankfurt.jpg (CC BY-SA 3.0)

Umzug mit Fahrrad

Die Stadt Heidelberg fördert Lastenräder mit drei verschiedenen Projekten. So können Studierende davon profitieren

Du ziehst innerhalb von Heidelberg um oder willst Getränke für deine nächste WG-Party einkaufen? Lastenräder sind für kurze Wege eine umweltfreundliche und leise Alternative zum Auto. Deswegen fördert die Stadt Heidelberg die neuen Fortbewegungsmittel mit drei Projekten:

Seit Ende März gibt es in Heidelberg Lastenräder zum Ausleihen. Immerhin 7000 Euro hat die Stadt in zwei Lastenräder investiert, die kostenlos auszuleihen sind: Eines mit elektrischem Antrieb steht im „Bike“ am Hauptbahnhof. Das andere, nicht motorisiert, steht im Zentrum für umweltbewusste Mobilität (ZuM). Auf der Website des ZuM kann man das Lastenrad für bis zu drei Tage buchen und gegenüber des Hauptbahnhofs gegen eine Kaution von 100 Euro abholen. „Seit dem Start des Projekts war das Lastenrad jeden zweiten Tag verliehen. Das ist schon super“, freut sich Torsten Kliesch, einer der Mitarbeiter. Er kennt ganz unterschiedliche Menschen, die das Angebot nutzen: „Eine Dame, die ihre Blumenerde damit transportiert und junge Familien, die ihre Kinder darin mit auf die Radtour nehmen.“ Die Stadt bietet allen Bürgerinnen und Bürgern eine Möglichkeit, Lastenräder auszuprobieren und die Alternative zum Auto erlebbar zu machen. „Das passt zu unserer Zielsetzung. Wir wollen eine solche Mobilität weiter nach vorne bringen“, sagt Kliesch über das ZuM. Dort gibt es Antworten für alle, die ohne eigenen Pkw unterwegs sein wollen.

Zudem fördert die Stadt die Anschaffung eines Lastenrads: Mit der Hälfte des Kaufpreises, aber maximal 500 oder 300 Euro bezuschusst sie Lastenräder mit oder ohne E-Motor und mit maximal 100 Euro für jeden Lastenanhänger. Seit 2017 sind 9000 Euro in die Förderung geflossen.

Eine neue Idee gibt es nicht nur für den privaten Gebrauch, sondern auch für den Lieferverkehr: Ab 2020 könnten Waren kurz vor der Altstadt von LKW auf E-Lastenräder verladen werden, die dann die Geschäfte im Stadtzentrum versorgen. „Die gegenwärtigen Standards hinsichtlich Kosten, Qualität und Lieferbedingungen sollen mindestens gleich bleiben“, heißt es dazu von der Stadt.

Ob das die Altstadt vom Verkehr entlasten kann, bleibt abzuwarten: Gerade liegt ein Förderantrag für das Projekt beim Land. Von der Rückmeldung hängt ab, ob das Modell wirklich getestet wird. **(rkh)**

Die Räder gibt es bei:
www.zum-hd.de
Bike, Hauptbahnhof, Gleis 1b (06221 9703 85)
Electric-Bike-Solutions, Carl-Bosch-Straße 2 (06221 871060)

Ausgeschenkt

Das „Quer-durchs-Land“-Frühstück

Im stilvollen Speisewagen eines ICE kann man zwischen Businessmen, Urlaubern und Rentnergruppen brunchen, lunchen und dinieren

Sich bewusst auf einen Kaffee in der Bahn zu verabreden ist zwar immer ein risikoreiches Spiel, da man sich nie sicher sein kann, ob der Zug tatsachlich fährt, der Speisewagen an den übrigen Zug angehängt wurde oder grundsätzlich Personal für die Küche bestellt worden ist. Haben die Bahngäste jedoch Glück, so kommen sie in den Genuss einer großen Auswahl an Snacks, Frühstücksspeisen und warmen Gerichte im Stil einer mobilen Kantine. Jedoch nur, sofern sie bereit sind, Fleisch zu essen. Vegetarische Alternativen gibt es zwar vereinzelt, doch wer mit Allergien, Intoleranzen oder vegan lebt, muss sich mit einfachen Brötchen ohne Belag oder Aufstrich begnügen. Vielleicht entsagt die Deutsche Bahn aber auch bewusst sämtlichen neuen Essenstrends und verfolgt ein klassisch-rustikales Konzept abseits des Mainstream der hippen, modernen Cafés. Etwas trendy kommt das Bordrestaurant schließlich doch daher, denn immerhin wird nur Fairtrade-Kaffee ausgeschenkt. Die Kombination von Kaffee mit einer anderen Dienstleistung ergibt genau genommen einen Concept Store. Damit ist das Bordbistro ohne Zweifel der Place To Be.

Preise

Großer Kaffee	3,70€
Hefeweizen	4€
Schinken-Käse Panini	4,90€
Drei Pfannkuchen	3,90€
Süßes Frühstück	4,90€

ICE Speisewagen

Öffnungszeiten variieren nach Strecke und Reisedauer

Neben dem bodenständigen Speiseangebot und einer ungezwungen Atmosphäre lässt auch der Service nicht zu wünschen übrig: Mit drei Servicekräften für Restaurant, Bistro und Theke kommt es im Speisewagen auch zu den Stoßzeiten nicht zu Verzögerungen. Ohne verurteilt zu werden bekommt der Gast sein Hefeweizen auch schon um 6 Uhr morgens ausgeschenkt.

In Kombination mit dem warmen Schinken-Käse-Baguette, welches knusprig daherkommt und durch eine Geschmacksvielfalt, nicht zuletzt aufgrund der geheimen Senfsoße unter dem zart geschmolzenen Käse, überzeugt, lässt sich eine optimale Grundlage für eine lange Zugfahrt schaffen. Die Käsesorte bleibt dem Speisenden zwar verborgen, aber am Ende ist es nur der Sättigungsgrad, der zählt. Das Motto lautet unterm Strich wohl: nicht Gourmet, macht aber satt! Ein wichtiges Grundprinzip scheint das Abzählen der Lebensmittel zu sein.



Foto: beb

So bekommt der Gast unter anderem exakt drei süße Pfannkuchen oder sechs Rostbratwürstchen für fünf Euro. Wer vorher genau weiß, wie viel er bekommt, kann sich im Nachhinein nicht über zu kleine (oder zu große) Portionen beschweren. Für ein Unternehmen, dass für seine Exaktheit mit Zahlenwerten, insbesondere in Form von Uhrzeiten so bekannt ist, versteht es sich natürlich von selbst, auch in der Gastronomie mit Genauigkeit und einem Auge für Details zu glänzen.

Wer das Risiko, seine Heißgetränke auf kurvigen Strecken selbst durch den Gang zu balancieren nicht eingehen will, kann auf den hauseigenen Servierwagen zurückgreifen und den Kaffee an seinen Platz gebracht bekommen.

Wen die Gastronomie der Deutschen Bahn nicht überzeugt, der sollte sich zumindest auf Sprinterfahrten eine Stulle einpacken, denn der Speisewagen ist alternativlos. **(beb)**



Endlich Zuhause

Als Fahrgast erlebt man den Bahnhof meist als Durchgangsstation. Für manche ist er jedoch viel mehr. Unsere Autorin begibt sich auf Spurensuche

Foto: Misch Pautsch

Von Esther Lehnardt

Schon wieder spät dran. Schnaufend renne ich über eine rote Ampel auf den Heidelberger Hauptbahnhof zu. Mein einziges Ziel: meinen Zug nach Hause erwischen. Auf dem Bahnhofsvorplatz weiche ich nicht nur den abgestellten Fahrrädern, sondern auch vielen anderen Menschen aus, die genau wie ich gehetzt zum Zug unterwegs sind. Ungeduldig warte ich darauf, dass nach einer gefühlten Ewigkeit einer der Fahrkartenautomaten frei wird. Ich laufe zum Bahnsteig und bekomme gerade noch meinen Zug. Den Bahnhof habe ich nicht wahrgenommen. Warum auch, ist ja nur ein Bahnhof. Für mich ist er wie für die 50 000 anderen Fahrgäste täglich nur eine Durchgangsstation – ein Ort, den man schnell wieder verlassen möchte.

Doch für manche Menschen ist er mehr als das: ein Arbeitsplatz, ein Ort, an dem man sich engagiert oder aber sich tatsächlich gern aufhält. „Für viele ist der Bahnhof ein Zuhause“, erzählt Christina Heine. Die 18-jährige Schülerin ist eine von etwa 25 Ehrenamtlichen, die bei der Bahnhofsmission in Heidelberg arbeiten. Als ich mich mit ihr in den Räumen der Bahnhofsmission gleich neben den Schließfächern treffe, merke ich wenig von der Hektik der Reisenden, die auch mich oft ergreift. An einfachen Tischen sitzen Menschen zusammen. Es stehen kleine Töpfe mit Blumen auf bunten Servietten. Mitarbeiter schenken Kaffee aus. Während ich dort sitze, höre ich immer wieder kleine Gesprächsfetzen. Mal geht es um den Kaffee, mal um das, was in den letzten Tagen los war. Es herrscht ein geschäftiges Treiben, das mich eher an ein Café in der Stadt erinnert als an den Reisestress, der sich nur wenige Meter weiter abspielt.

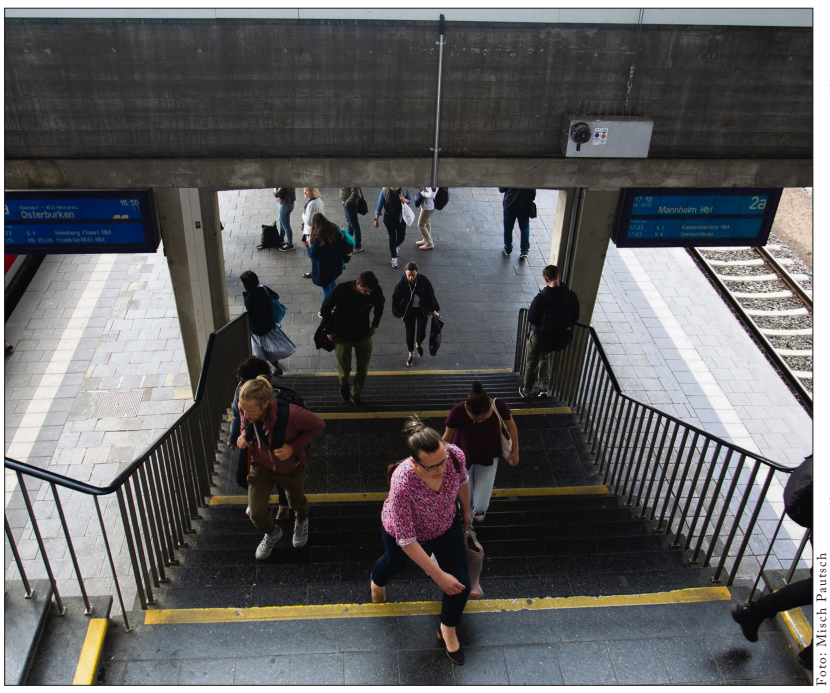


Foto: Misch Pautsch

Für viele ist er nur ein Ort zum Durchlaufen – für manche mehr

Wir haben hier immer eine offene Türe, das ist uns sehr wichtig“, erklärt Miriam Hotel, Leiterin der Bahnhofsmission in Heidelberg. Bei ihrer Arbeit gäbe es keine spezielle Zielgruppe. „Unser Angebot richtet sich nicht nur an Reisende oder Obdachlose, sondern an alle Menschen, die am Bahnhof Hilfe brauchen.“ So vielfältig wie die Zielgruppe ist dann auch das Hilfsangebot der Sozialambulanz. Die Mitarbeiter leisten Hilfe beim Umsteigen der Züge, bieten einen Schutzraum am Bahnhof und sprechen auch ganz aktiv bei ihren Rundgängen Personen an, die hilfsbedürftig erscheinen. Jenseits der sogenannten Reisehilfe unterstützt die Bahnhofsmission auch bei Kinderübergaben. Wenn die Situation zwischen getrennten Elternteilen so schwierig ist, dass die beiden Parteien ihre Kinder für Wochenenden nicht ohne Konflikt übergeben können, bietet die Bahnhofsmission den Schutzraum für sie und die Kinder. Die Mitarbeiter wirken dabei als neutrale Puffer, um allen einen reibungslosen Übergang zu ermöglichen. Damit wird der ruhige Raum auch für die Kinder und Eltern zur Durchgangsstation, ähnlich und doch anders als der Bahnhof für die Pendler und Reisenden. Darüber hinaus gibt es in der Bahnhofsmission eine Liege für medizinische Notfälle. Bei der Vielfalt des Angebots wundert es mich nicht, als Christina mir erzählt, dass keine Schicht wie die andere ist. Immer wieder hat sie dort Begegnungen mit ganz verschiedenen Menschen. Manche sieht sie nie wieder, andere trifft sie jenseits des Bahnhofs in der Heidelberger Innenstadt erneut. Man kennt sich vom Bahnhof und grüßt sich schon mal. So schafft der Ort, den ich oft als Mittel zum Zweck wahrnehme, auch Verbindungen zwischen Menschen.

> „Für die Mitarbeiter ist es keine Durchgangstation“

Wenig verwunderlich ist, dass ausgerechnet eine Reise auch Christina zu ihrer Arbeit am Bahnhof gebracht hat. „Ich hatte schon lang im Kopf, dass ich mich engagieren möchte. Dabei habe ich immer wieder an die Bahnhofsmission gedacht“, erklärt sie. Eines Tages hatte sie ein bisschen Zeit, bevor sie zum Zug musste. „Da bin ich einfach hin gegangen und habe gefragt, ob ich dort helfen kann.“ Mittlerweile arbeitet sie seit einem halben Jahr in der Mission. Viele der Ehrenamtlichen bleiben auch länger, manche kommen nur einmal im Monat, manche häufiger. Leiterin Hotel freut sich darüber, dass es so viele unterschiedliche Typen von Ehrenamtlichen in der Sozialambulanz gibt. „Die Menschen profitieren von der Vielfalt unter unseren Ehrenamtlichen, denn jeder und jede bringt seine eigene Weltsicht mit rein“, erklärt sie. So sehe ich neben der jungen Schülerin auch ältere Damen dort im Gespräch mit den Besucherinnen und Besuchern. Finanziert wird die Sozialambulanz von der evangelischen Stadtmission und dem Caritasverband in Heidelberg. Die Räume der Bahn können sie kostenlos nutzen.

Und die Räume, die ich bisher nie wahrgenommen habe, liegen sie doch etwas ab vom Bahnhofstrubel, werden gut frequentiert. „Viele Menschen kommen immer wieder, manchmal mehrfach die Woche oder mehrfach am Tag“, erzählt Hotel. Sie bekommen für 10 beziehungsweise 20 Cent einen Kaffee und ein Gesprächsangebot. „Wir möchten, dass die Menschen, die zu uns kommen, mit uns und miteinander in Kontakt kommen“, sagt Hotel. „Wir erleben viele Leute, die sehr einsam sind. Für ein kleines Gespräch kommen sie dann zu uns.“ Für Christina ist das ein wesentlicher Punkt ihrer Arbeit „Was ich hier gelernt habe, ist, meine Hemmungen zu überwinden und auch Kontakt zu Menschen zu finden, die ich sonst nie kennenlernen würde, weil ich in einer ganz anderen Welt lebe“, erzählt die 18-Jährige. Während ich, wenn ich durch den Bahnhof renne, höchstens einmal Menschen den Weg erkläre, spüre ich, während in ich der Bahnhofsmission sitze, dass sich die Mitarbeiter und Besucher dort Zeit für ein Gespräch und ihr Gegenüber nehmen.

Christinas Blick auf Bahnhöfe hat das verändert. „Ich verbinde mit dem Bahnhof die Bahnhofsmission. Auf die Arbeit hier bin ich stolz und fühle mich hier wohl“, erzählt sie. Jenseits ihrer Arbeit nutze sie den Bahnhof aber wie alle anderen auch, um von A nach B zu kommen.

Als ich nach unserem Gespräch an den Schließfächern und Rossmann vorbei laufe und wieder zu den Gleisen gehe, um nach Mannheim zu fahren, achte ich genauer auf die Menschen um mich herum. Eine Mitarbeiterin der Bahn fällt mir ins Auge. Sie sitzt auf einer der Bänke am Bahnsteig und raucht. Sie scheint eine Pause von ihrer Arbeit zu machen und dabei kurz die Ruhe an dem fast leeren Bahnsteig zu genießen.

Für die Mitarbeiter ist der Bahnhof alles andere als eine Durchgangsstation“, erklärt Ahmet Pehlivan, Bahnhofsmanager in Mannheim, der auch für Heidelberg zuständig ist. „Sie verbringen am Bahnhof sehr viel Zeit, auch an Wochenenden und Feiertagen.“ Logisch, wäre doch der Betrieb nicht möglich ohne das Personal an den Infoständen, die ich als Fahrgast oft genauso wenig wahrnehme wie andere Dinge am Bahnhof. Auch für sie scheint der Ort ein wenig ein Zuhause zu ein.

So ist ihre Sicht auf die Halle und die Bahnsteige eine andere als die des durchschnittlichen Bahnhofsbesuchers. „Von hinterlassenen Koffern bis hin zu umgekippten Kaffeebechern, alles wird beobachtet und wahrgenommen und bei Bedarf eingegriffen“, erzählt Pehlivan. „Als Mitarbeiter der Bahn verändert sich der Blick auf den Bahnhof. Man beachtet Dinge, die ein normaler Fahrgast nicht immer wahrnimmt.“ Dazu gehören auch die Angestellten der zahlreichen Läden im Hauptbahnhof. Während ich mit den Verkäuferinnen beim Bäcker auf dem Weg zum Zug oft nicht mehr als zehn Worte wechsle – nebenher immer den Blick auf die Uhr geheftet – entstehen zwischen dem Bahn-Personal und den Angestellten der Einzelhändler oft Bekanntschaften. „Wir sind schließlich auch ihre Kunden“, meint Pehlivan. „Dauerkunden sozusagen.“

> „80 Prozent der Gäste machen Stress“

Während es diese Stammkunden durchaus auch im Zapata, einem der Restaurants am Bahnhof, gibt, müssen die meisten schnell weiter. „80 Prozent der Gäste machen Stress“, erzählt Josh, einer der Kellner im Zapata. „Die wollen, dass alles ganz schnell geht und haben oft kein Verständnis für uns.“ Seine Arbeit dort gefällt ihm trotz manchem Ärger über die Gäste gut. So geht es auch seiner Kollegin Elena, die während unseres Gesprächs immer wieder zwischen Theke und Gästen hin und her läuft, während Josh den Kaffee macht. Beide arbeiten dort schon seit einem Jahr. Es ist Nachmittag und der Laden ist bis auf wenige Gäste leer. Grundsätzlich könne man schwer sagen, wann die Leute kommen, erklären mir die beiden. Das sei eine Eigenheit des Bahnhofs. Nur Sonntagmorgen sei auf jeden Fall immer etwas los. Alles andere ist nicht vorhersagbar.

Auch Kalinda Yasemin, Filialleiterin bei Blumenfee, kennt die unberechenbaren Stoßzeiten. „Es gibt immer viel zu tun“, sagt sie. Besonders viel Arbeit habe sie an Feiertagen wie Muttertag oder Valentinstag, wenn viele quasi im Vorbeigehen noch einen Strauß für ihre Lieben kaufen wollen. Die Floristin arbeitet seit fünf Jahren am Bahnhof und hat in dieser Zeit vor allem eines gelernt: schnell sein. „Der Zeitdruck ist sehr hoch“, erklärt sie. „Viele der Kunden wollen, dass wir in drei Minuten fertig sind mit dem Binden der Sträuße.“ Trotzdem nimmt sie sich, genau wie alle Gesprächspartner, die ich am Bahnhof gefunden habe, Zeit, mir von ihrer Arbeit zu erzählen.

Als ich das nächste Mal zum Zug muss, um für ein Wochenende dem Unistress zu entkommen, bin ich wie üblich spät dran. Aber als ich durch den Bahnhof laufe, sehe ich ein paar für mich nun bekannte Gesichter und muss lächeln. Ein Zuhause wird der Bahnhof wohl nie für mich werden. Nach der Zeit und den Begegnungen mit den Menschen dort ist er aber mehr geworden als nur eine Durchgangsstation.

ANZEIGE

Wir eröffnen Perspektiven für Studierende und Absolventen.

Beratungsangebot für Studierende und Absolventen

13.06.18 Bewerbungsunterlagen-Check
Agentur für Arbeit Heidelberg. Bitte per E-Mail anmelden.
21.06.18 Im Vorstellungsgespäch überzeugen
Agentur für Arbeit Heidelberg, R335, 13:00 - 15:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.
26.06.18 Arbeitsrecht - das sollten Sie wissen
Neue Universität, HS5, 18:00 - 20:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.
27.06.18 Erfolgreich (Be)Werben. Bewerbungsunterlagen
Agentur für Arbeit Heidelberg, 13:00 - 15:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.
28.06.18 Workshop Assessment-Center-Training
Agentur für Arbeit Heidelberg, Raum 733, 13:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.

Offene Sprechstunden
- an der Universität Heidelberg dienstags. 12-15 Uhr ZSB, Seminarstr. 2, 1. OG
- INF 304, jeden Freitag, 10-12:30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de/heidelberg

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg
bringt weiter.

Amerika, wir müssen reden

An Universitäten in den USA ist der Campus zum politischen Schlachtfeld geworden. Ein Phänomen, das sich auch an deutschen Hochschulen einschleicht

Da sind Leute – regelrechte Menschenmengen – drängelnd, stürmend und schreiend. Unter ihnen, ein Meer an roten Baseball-Kappen, ein Chor, der unermüdlich brüllt: „No Trump, no KKK, no fascist USA". Vermummte Gesichter erscheinen wie aus dem Nichts und rempeln Polizisten an, die standfest dagegen halten. Hinter ihnen große grelle Buchstaben, die an eine Gebäudewand projiziert werden. „Hass wird uns nicht spalten", versprechen sie.

Dann der Schuss.

Es ist der 20. Januar 2017, der Tag der Amtseinführung. Etwa 4500 Kilometer vom Weißen Haus entfernt versammeln sich Protestierende auf dem Campus der University of Washington in Seattle, um den Vortrag des Breitbart-Journalisten Milo Yiannopoulos zu verhindern. Die Demo endet abrupt; ein Trump-Anhänger schießt auf ein Mitglied einer sozialistischen Gruppe. Es ist kein gewöhnlicher Tag auf dem Campus. Und doch ist es kein unerwarteter.

„Seit der Präsidentschaftswahl hat sich das politische Klima auf dem Campus stark verändert", erzählt Christine McManigal, Reporterin für die dortige Universitätszeitung. „Sie hat die politischen Gruppen auf dem Campus neu definiert." Während die polarisierende Bundestagswahl im vergangen Jahr deutsche Campusse nur leicht bewegte, scheint das amerikanische Studentenleben die nationale Gespaltenheit bis ins Detail zu imitieren.

Die Motivation dieser Gespaltenheit unter Amerikas Millennials ist beunruhigend: Es ist die Universität selbst; es ist der Anreiz, Hochschulen wie Firmen zu behandeln. Und es ist ein Trend, vor dem Kritiker der Bologna-Reform schon seit 15 Jahren warnen.



Foto: sbe

Demokraten und Republikaner auf engstem Raum

„Wir sind per Du"

Wenn Kalani Tissot sagt, dass er sich eine Karriere in der Politik nicht vorstellen kann, ist das schwer zu glauben. Mit sorgfältig eingestecktem Hemd, Lederschuhen und smarter Brille ist der ehemalige Leiter der Young Democrats stets wortgewandt und ausschließlich diplomatisch. Mit 23 Jahren scheint Tissot wie der Posterboy der Demokraten. „Wir führen seit November oder Oktober 2016 keine offiziellen Debatten mit den College Republicans mehr", sagt Tissot und deutet auf Chevy Swanson, den Leiter der Republikaner. „Viele von uns wollen einfach nichts mit ihm zu tun haben." Es ist dieser fehlende Diskurs, der amerikanische Politik neu definiert zu haben scheint: In der Post-Trump-Ära politisch zu sein, bedeutet, sich gleichzeitig einem Lager zu verpflichten.

„Amerikanische Politik ist zu einem Sport geworden: Du feuerst dein Team an, und wenn es schlecht spielt, dann schreist du einfach lauter", erklärt Politikwissenschaftler Michael McCann. Die Bedeutsamkeit dieses Team-Denkens stellt Tissot selbst unter Beweis, als er bei einer wöchentlichen Versammlung der Young Dems versucht, eine Wahlempfehlung für seine Liste in der bevorstehenden Universitätswahl zu erhalten. „Einer der Kandidaten [der konkurrierenden Liste, Anm. d. Red.] ist Republikaner und er macht kein Geheimnis daraus, für wen er 2016 gestimmt hat", sagt er. „Und es war nicht Hillary."

Obwohl beide Listen eine ähnliche linksliberale Agenda verfolgen, trägt Tissots Kommentar Früchte: „Können wir für eine Liste mit Ausnahme von einem Kandidaten stimmen?", will ein Mitglied sofort wissen. Letztendlich stimmt die Gruppe für Tissots Liste - mit einem Votum von 24 zu 3. „Labels spielen doch eine Rolle", gibt er später schuldbewusst zu.

Diese Einschätzung teilt auch Chevy Swanson, der sich selbst als ultra-rechter Republikaner sieht: „In dem Moment, in dem dein politisches Label aufkommt, wollen sie die Unterhaltung mit dir nicht weiterführen, weil sie denken, sie wüssten, wer du bist." Zustimmend erzählen seine Parteikollegen davon, wie sie an ersten Dates nie von ihrem Republikanismus erzählen, wie sie Freunde wegen ihrer politischen Ausrichtung verloren haben, wie sie allerdings auch selbst nie „außerhalb der Politik daten" würden, als Swanson sie unterbricht: „Wir kommen aber schon miteinander klar. Mit ein paar der Dems bin ich per Du", sagt der 21-Jährige über seine gleichaltrigen Mitstudenten.

Die Rechten anstacheln

Wenn er über die vergangenen Proteste redet, grinst Chevy Swanson wie ein kleiner Junge. Sich selbst sieht er als „Abtrünnigen", er ist stolz darauf, ein Provokateur zu sein. Interne Wahlen bezeichnet er als „rigged" und Interviews an die Unizeitung gibt er oft nur, wenn er sie vor Veröffentlichung redigieren kann, wie sich Reporterin McManigal erinnert. Swanson ist kein Diplomat. Seine Antworten sind zerstreut und aufrührerisch - und meist fernab von den Fragen, die ihm eigentlich gestellt wurden. Durch den Beitritt zu den anfänglich moderaten Republikanern verlagerte der Gründer von „Huskies for Trump" die Studierendengruppe stark nach rechts.

Es folgten Anti–DACA–Streiks, die Errichtung einer symbolischen „Trump-Mauer" auf dem Campus und Einladungen für Yiannopoulos und die gewalttätige Alt-right-Gruppe Patriot Prayers. „Ein Protest gegen Protestkultur", nennt er diese Veranstaltungen, immer noch grinsend. Den Vorwurf, er würde damit rücksichtslos das politische Klima auf dem Campus polarisieren, findet er unbegründet. Als Reaktion auf die Teilnahme der Antifa und anderer linker Gruppen an der Yiannopoulos-Demo postete die Facebook-Seite der Gruppe: „Es ist Zeit, dass eure Flamme gelöscht wird. Wenn ihr die Rechten weiterhin anstachelt, könnte euch eine böse Überraschung erwarten." „Dieses Statement wurde missverstanden", verteidigt sich Swanson, nicht mehr grinsend. „Außerdem ist das jetzt ein Jahr her und seitdem wurde ja keiner sonst angeschossen."

> „Amerikanische Politik ist zu einem Sport geworden"



Foto: flickr.com, Scott Lum (CC BY-NC 2.0)

Seit der Vereidigung Donald Trumps hat sich die Protestkultur an amerikanischen Universitäten stark verändert

Wenn Bildung nicht bildet

An deutschen Campussen scheint diese Gespaltenheit fremd, und das trotz der stark polarisierenden Bundestagswahl im vergangenen Jahr. An der Universität Heidelberg scheint politischer Diskurs sehr leise und hauptsächlich auf lokale Probleme begrenzt zu sein, „was auch frustrierend sein kann", witzelt Esther Lehnardt, Leiterin des Ressorts Hochschule im *ruprecht*. „Oft ist alles, was sie machen, über Geld reden." Eine Hochschulgruppe der AfD existiert hier noch nicht. McCann sieht den Grund für diese Gespaltenheit an amerikanischen Campussen darin, dass Hochschulen Bildung zunehmend nur als Mittel zu einer erfolgreichen Karriere sehen: „Als ich studiert habe, war der Campus ein geschützter Ort, an dem man sich vor der kapitalistischen Kultur zurückziehen konnte, sich ausprobiert hat und lernte, unabhängig zu denken."

> „Das ist jetzt ein Jahr her und seitdem wurde ja sonst keiner angeschossen"

In den Ort, der Studierende einst dazu ermutigte, des Lernens wegen zu studieren, seien nun die Erwartungen der Außenwelt eingedrungen: Politisches Engagement sei ein weiterer Stichpunkt auf dem Lebenslauf, unzählige Tests schätzen es mehr, Wissen zu erwerben, als darüber zu reflektieren, und der Antrieb zu studieren bestehe darin, seine Schulden zurückzuzahlen – amerikanische Bildung ist zu einem Business geworden und Studierende zu seinen Angestellten. „Heutzutage wollen Universitäten mehr Studierende in geringerer Studienzeit herauspressen. Das vermindert die Zeit und den Willen für Reflexion. Und weniger Reflexion macht Labels bedeutsamer und Menschen unpolitischer." Der deutsche Studierende ist mit McCanns Worten vertraut: Es ist genau jene Argumentation, die Kritiker der Bologna-Reform aufbringen, seit diese 1999 beschlossen und 2003 eingeführt wurde. Arbeitsmarktfähigkeit über Bildung zu stellen, distanziert junge Menschen von dem unvoreingenommenen Label „Student" und drängt sie dazu, sich in engen Kategorien zu definieren, die wiederum von der Politik beeinflusst werden. „Ich glaube, das Letzte, mit dem ich mich identifiziere, ist ‚Student'. Es ist keine beeindruckende Bezeichnung und bedeutet einfach nicht viel", erklärt Swanson. Daniel Al-Kayal, Sprecher der Jusos an der Universität Heidelberg, ist anderer Meinung: „Im Moment sehe ich mich zuerst als Student und dann als Sozialdemokrat." Lehnardt nickt: „Hier ist man eher dazu geneigt, sich erst über seinen Studiengang oder seine Hobbys zu definieren, bevor man überhaupt an Politik denkt."

Leere Räume

Da ist dieser Raum – nicht größer als 15 Quadratmeter – dunkel, staubig und überfüllt. Auf der linken Seite Bernie Sanders als lebensgroßer Pappkarton, die Arme verschränkt, dicht neben dem Poster eines lachenden Barack Obama. Auf der rechten Seite krümmt sich das größte Trump-Wahlplakat, das in das Zimmer passt, gefolgt von einem Foto von Ronald Reagan und einem Schild mit gekritzelter Aufschrift. „Wir sind nicht für den Sozialismus gestorben", steht darauf.

Es ist der 24. Mai 2018 an der University of Washington. Etwa 320 Meter entfernt von dem Ort der Schießerei im vergangenen Jahr teilen sich College Republicans und Young Democrats ein Büro im Keller eines Universitätsgebäudes. Seit 2016 ist hier die Anwesenheit zurückgegangen: „Eines unserer Aufsichtsratsmitglieder hat sich in Anwesenheit der anderen ‚unwohl' gefühlt", erzählt Tissot. „Aber ich glaube, das hat mehr mit Unreife zu tun." McCann zufolge sei die beliebte Frage, ob Millennials politisch sind, völlig irrelevant. Die Frage, die wir stattdessen stellen sollten, ist: Wird Millennials der Raum gegeben, frei zu denken, und wird ihnen beigebracht, dass diskutieren wertvoller ist als gewinnen? Wenn nicht, enden wir genau dort, wo die Amerikaner jetzt sind. Wir werden eine unpolitische Gesellschaft haben, die sich mit keiner politischen Mitte identifizieren kann; wir werden Labels, die uns spalten, noch bedeutsamer machen als jene, die uns vereinen; und wir werden eine Generation politischer Anführer erzogen haben, die sich selbst nicht als Vermittler sehen, sondern als Sportler in einem Team. „Jeder hat eine Meinung zu Trump", widerspricht Swanson begeistert.

„In Trumps Amerika ist jeder politisch." Das mag durchaus sein. Doch der Raum bleibt nach wie vor leer. Und bei einer Demo den Abzug zu drücken, ist kein Anfang einer Diskussion, sondern bleibt nach wie vor ein Schuss ins Blaue.



Sonali Beher, 21 wurde nach 10 Monaten in der USA als nicht-weiße Person immer noch nicht erschossen (Stand: 7. Juni 2018)

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

Druck: Megadruck, Westerstede

V.i.S.d.P.: Esther Lehnardt

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Anzeigenanfragen an: anzeigen@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de und www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anaïs Kaluza (acm), Bérénice Burdack (beb), Cornelius Goop (goc), Hannah Steckelberg (hst), Susanne Ibing (ibi), Jakob Bauer (jkb), Julia Edelmann (jul), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Lina Rees (lnr), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Marie-Thérèse Roux (mtr), Nele Bianga (nbi), Philip Hiller (php), Sonali Beher (sbe), Simon Koenigsdorff (sko), Tillmann Heise (the), Tim Schinschick (tns)

Freie Mitarbeiter: Alina Jacobs (asj), Selina Demtröder (dem), Eduard Ebert (eeb), Eylül Tufan (eln), Louisa Rohde (lro), Lukas Jung (luj), Markus Haun (rks), Misch Pautsch (mip), Sophie Imhoff (sim), Vincent Lotz (vin), Xenia Miller (xmi), Alexandra Koball (xko)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 175: Juli 2018

Personals

mak: Ich weiß ja wie das läuft von meiner Bravo-Girl Zeit.

goc: Ich betreue Twitter, bin aber erst ein Jahr dabei, deswegen bin ich noch nicht vergeben.

the: Ich erklär euch kurz, was Wissenschaft ist.

mak: Moment, ich habe mir gerade ein Stück Zahn ausgeschlagen.

hst: Der Singulativ von Spargel ist Spargel.

php: Warum schreibt der Duden über Spargel Genuss? Ohh ne, Genus.

mal: Pulunder sind die Muscle-Shirts des Winters

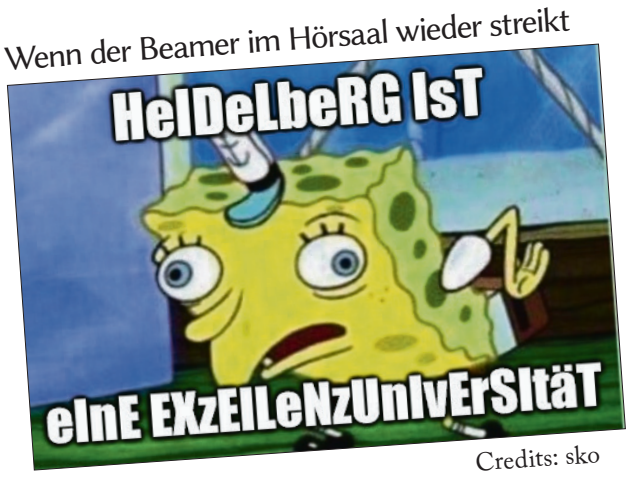
php: Es geht darum, dass Pizza ein lebendiger Orgasmus ist. Haha sorry, Organismus, wobei das auch wieder eine Meta-Ebene ist.

luj: Waxing, das wäre ein episches Projekt bei Chewbacca.

leh: Man muss schon herausfinden, was in Italien das beste Konterbier ist. **mak**: Rotwein.

Der *ruprecht* als führende Heidelberger Hipsterzeitung ist für euch natürlich immer up to date. Wir haben da so einen Trend namens „Memes“ in diesem ominösen Neuland entdeckt und finden, das macht sich analog auf Papier wirklich gut!

Wenn der Beamer im Hörsaal wieder streikt



Credits: sko

Sie kennen keine Gnade...



Credits: hst

Kennt ihr auch einen?



Credits: @uniheidelbergquotes

Das geht aber auch wirklich allen so!



Credits: @uniheidelbergquotes

Das ehrliche Wahlkampfplakat



Credits: php, the, jkb, jul

#DankeBauer



Credits: @uniheidelbergquotes

Nach 10 Semestern Germanistik



Credits: Lutz Büch

Ich jedes Mal, wenn ich einen neuen *ruprecht* bekomme



Credits: sko

„Ich hab da so einen netten Typen kennengelernt...“



Credits: @uniheidelbergquotes

R.I.P. Nachtschicht



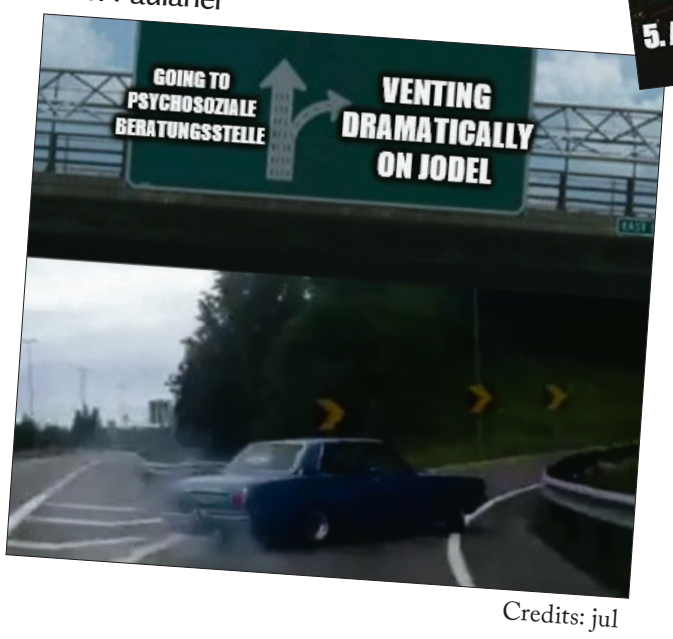
Credits: @uniheidelbergquotes

Bald ist Klausurenphase



Credits: @uniheidelbergquotes

Kein Paulaner



Credits: jul

Wenn die Unigebäude saniert werden müssen, das Land dir nicht mehr Geld geben will und die Studiengebühren nach hinten losgehen



Credits: sko